
Titel:

Jenseits des Paradigmas: Für eine post-paradigmatische Ökonomie im Horizont moderner Wissenschaftsrevolutionen

Abstract

Der Essay „Jenseits des Paradigmas: Für eine post-paradigmatische Ökonomie im Horizont moderner Wissenschaftsrevolutionen“ untersucht die tiefgreifenden epistemologischen Umbrüche in den Wissenschaften des 20. Jahrhunderts und kontrastiert diese mit der bemerkenswerten Stabilität des neoklassischen Paradigmas in der Ökonomie. Während Physik und Philosophie durch die Relativitätstheorie, Quantenmechanik, Sprachphilosophie und Poststrukturalismus grundlegend transformiert wurden, bleibt die Ökonomie weitgehend an einem Modell verhaftet, das auf Rationalität, Gleichgewicht und Effizienz basiert.

Der Essay argumentiert, dass diese Asymmetrie nicht nur ein Entwicklungsrückstand ist, sondern auf eine strukturelle Immunität der Ökonomie gegenüber erkenntnistheoretischen Revisionen hinweist. Die Ökonomie wird als eine performative Praxis verstanden, deren Modelle nicht nur beschreiben, sondern auch Wirklichkeit erzeugen und sich dadurch gegen Kritik versiegeln.

Vor diesem Hintergrund entwirft der Essay ein Programm für eine post-paradigmatische Ökonomie, die sich durch methodische Pluralität, transdisziplinäre Offenheit und kulturelle Einbettung auszeichnet. Inspiriert von den Paradigmenwechseln in Physik und Philosophie, plädiert der Autor für eine Ökonomie, die Komplexität, Nichtlinearität, Emergenz und Reflexivität als zentrale Konzepte integriert.

Der Essay skizziert Wege zu einer solchen post-paradigmatischen Ökonomie, die eine Transformation von Theorie, Methode und Praxis erfordert. Dies umfasst die Förderung theoretischer Pluralität, die Erweiterung methodischer Ansätze, die Stärkung normativer Reflexion und die institutionelle Reform von Bildung, Forschung und Wissenschaftskultur.

Abschließend wird die post-paradigmatische Wende als Einladung zu einer neuen Wissenschaftskultur verstanden, die Verantwortung, Reflexivität und Gestaltung in den Mittelpunkt stellt. Die Ökonomie wird dabei als Weltbeziehung begriffen, die nicht nur die Welt beschreibt, sondern auch mitgestaltet

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung: Die Asymmetrie der Erkenntnisrevolutionen
2. Kapitel 1: Epistemische Erschütterungen: Physik und Philosophie im 20. Jahrhundert

* 1.1 Die Revolution der Physik

- + Von Newton zu Einstein: Die Relativitätstheorien
- + Quantenmechanik: Unschärfe, Superposition und Beobachtereffekte
- + Das Ende der objektiven Weltformel
- + Weiterentwicklungen im späten 20. und 21. Jahrhundert

* 1.2 Die Wendungen der Philosophie

- + Vom Kantianismus zur Sprachphilosophie
- + Diskurs und Macht: Foucault und der poststrukturalistische Ansatz
- + Wissen als Macht und Konstruktion
- + Sprache, Diskurs, Differenz: Die Rolle der Reflexivität

* 1.3 Wissenschaft in der Spätmoderne

- + Das Ende des Positivismus
- + Poststrukturalismus und der „Turn“-Begriff
- + Reflexivität, Komplexität, Kontingenz
- + Folgen für das Wissenschaftsverständnis

3. Kapitel 2: Die ökonomische Ausnahme: Paradigmenfixierung trotz Krisen

* 2.1 Das neoklassische Paradigma

* 2.2 Versuche der Öffnung - und ihre Grenzen

* 2.3 Performativität und Realitätsverlust

4. Kapitel 3: Der Horizont der Naturwissenschaften und der Philosophie als Inspiration für eine neue Ökonomie

* 3.1 Paradigmenwechsel in Physik und Philosophie des 20. Jahrhunderts

* 3.2 Schlüsselkonzepte der neuen Wissenschaftsverständnisse und ihre Relevanz für die Ökonomie

* 3.3 Übertragung der neuen Wissenschaftskonzepte auf die Ökonomie: Chancen und Herausforderungen

5. Kapitel 4: Wege zu einer post-paradigmatischen Ökonomie: Transformation von Theorie, Methode und Praxis

* 4.1 Theoretische Pluralität und Offenheit

* 4.2 Methodische Erweiterung und Interdisziplinarität

* 4.3 Reflexivität und normative Verantwortung

6. Kapitel 5: Post-paradigmatische Ökonomie: Eine erkenntniskritische Neubegründung

* 5.1 Abschied vom Modellfetisch

* 5.2 Pluralität der Methoden

* 5.3 Transdisziplinarität als Notwendigkeit

* 5.4 Ökonomie als Kulturwissenschaft

7. Kapitel 6: Institutionelle und kulturelle Transformation

* 6.1 Bildung und Lehre: Der plurale Raum ökonomischer Selbstverständigung

* 6.2 Forschung und Karriere: Strukturelle Öffnung für Vielfalt

* 6.3 Wissenschaftskultur: Kooperation statt Konkurrenz

* 6.4 Öffentliche Wissenschaft und gesellschaftliche Relevanz

* 6.5 Epistemische Institutionen: Auf dem Weg zu einer post-paradigmatischen Ökonomie

8. Kapitel 7: Schluss: Wissenschaft als Weltbeziehung

* 7.1 Was die Physik lehrt: Die Position des Beobachters

* 7.2 Was die Philosophie lehrt: Die Konstruktion von Wirklichkeit

* 7.3 Was die Ökonomie lernen muss: Verantwortung, Reflexivität, Gestaltung

* 7.4 Die post-paradigmatische Wende als Einladung

Einleitung: Die Asymmetrie der Erkenntnisrevolutionen

In den Wissenschaften des 20. Jahrhunderts vollzogen sich fundamentale Umwälzungen – stille Revolutionen des Denkens, die nicht nur Theorien veränderten, sondern die erkenntnistheoretischen Grundlagen des Wissens selbst. In der Physik brach mit Einstein und der Quantenmechanik ein neues Weltverständnis an, in dem Raum, Zeit und Materie ihre scheinbar feste Objektivität verloren. In der Philosophie wurde mit der sprachlichen Wende, dem Poststrukturalismus und der Diskurstheorie die Vorstellung einer neutralen, universellen Wahrheit untergraben. Was einst als selbstverständlich galt – ein stabiler Beobachter, eine messbare Welt, ein objektives Wissen – wurde zur problematischen Konstruktion. Die Wissenschaften reagierten: mit Selbstreflexion, mit methodischer Offenheit, mit dem Mut zur Kontingenz.

Eine Ausnahme blieb: die Ökonomie. Trotz multipler Krisen – ökologischer, sozialer, finanzieller – und trotz einer Vielzahl kritischer Stimmen, hält sich das dominante Paradigma der ökonomischen Wissenschaft erstaunlich stabil. Die neoklassische Modellwelt, mit ihrem Glauben an Rationalität, Gleichgewicht und Effizienz, bleibt der epistemische

Referenzrahmen, auch wenn die Realität ihn fortwährend widerlegt. Weder die Weltwirtschaftskrise von 1929 noch die Finanzkrise von 2008 konnten eine nachhaltige erkenntnistheoretische Erschütterung bewirken. Was in der Physik die Relativitätstheorie war, in der Philosophie der Tod des Subjekts, fehlt der Ökonomie bis heute: ein Bruch mit der eigenen Grundannahmewelt.

Diese Asymmetrie ist kein bloßer Entwicklungsrückstand – sie verweist auf eine tiefere strukturelle Immunität. Die Ökonomie, so die These dieses Essays, ist nicht nur eine Wissenschaft unter anderen. Sie ist zugleich eine gesellschaftlich performative Praxis, deren Modelle nicht bloß beschreiben, sondern Wirklichkeit erzeugen – und sich dabei selbst gegen Kritik versiegeln. Genau deshalb bedarf es einer grundlegenden erkenntniskritischen Revision: nicht als bloßer Paradigmenwechsel innerhalb des Bestehenden, sondern als Bewegung jenseits des Paradigmas – als post-paradigmatische Ökonomie.

Dieser Essay unternimmt den Versuch, ein solches Denken zu entwerfen. Er beginnt mit einem Blick auf die großen erkenntnistheoretischen Umbrüche in Physik und Philosophie (Kapitel 1) und kontrastiert sie mit der strukturellen Stagnation der ökonomischen Theorie (Kapitel 2). Auf dieser Grundlage wird ein erkenntniskritisches Programm für eine post-paradigmatische Ökonomie skizziert (Kapitel 3), das sich durch methodische Pluralität, transdisziplinäre Offenheit und kulturelle Einbettung auszeichnet. Abschließend werden die Konturen neuer Forschungs- und Praxislandschaften umrissen (Kapitel 4), die Ökonomie nicht als isoliertes System, sondern als komplexe Weltbeziehung verstehen.

Warum dieser Essay? Warum jetzt? Weil die planetaren Krisen der Gegenwart – vom Klimawandel bis zur sozialen Fragmentierung – nicht nur politisches, sondern epistemisches Versagen spiegeln. Weil ökonomisches Denken, das sich auf Modelle reduziert, nicht mehr ausreicht, um eine komplexe Welt zu gestalten. Und weil es an der Zeit ist, die Ökonomie dort zu verorten, wo sie längst operiert: im Zentrum gesellschaftlicher, kultureller und ökologischer Verhältnisse – und damit im Horizont der großen Wissenschaftsrevolutionen unserer Zeit.

Kapitel 1: Epistemische Erschütterungen: Physik und Philosophie im 20. Jahrhundert

Das 20. Jahrhundert markiert einen Wendepunkt in der Geschichte der Wissenschaften – einen Epochenwechsel, der weit über neue Erkenntnisse hinausging und die Fundamente unseres Wissens selbst ins Wanken brachte. Insbesondere die Physik und die Philosophie erlebten radikale Transformationen, die das traditionelle Verständnis von Wirklichkeit, Wahrheit und Erkenntnis tiefgreifend infrage stellten. Wo zuvor die Gewissheit einer objektiven, messbaren Welt herrschte, breitete sich zunehmend das Bewusstsein für Kontingenz, Relativität und die Rolle des Beobachters aus.

Diese epistemischen Erschütterungen veränderten nicht nur die inhaltlichen Aussagen ihrer Disziplinen, sondern führten zu einer neuen Haltung gegenüber Wissen: Von einem starren Positivismus hin zu einer reflexiven Wissenschaft, die ihre eigenen Voraussetzungen und Grenzen thematisiert. Während die Physik mit der Relativitätstheorie und Quantenmechanik das Bild einer absolut determinierten Welt aufbrach, hinterfragte die Philosophie die Möglichkeit objektiver Wahrheiten durch Sprachkritik, Diskursanalysen und den Fokus auf Machtstrukturen.

Dieses Kapitel nimmt die beiden großen Umwälzungen in Physik und Philosophie in den Blick und zeigt, wie sie sich wechselseitig spiegeln und ergänzen. Es legt den Grundstein für das Verständnis der späteren Kritik an der Ökonomie, indem es illustriert, wie tiefgreifend und folgenschwer die epistemologischen Herausforderungen im 20. Jahrhundert waren – und wie weit sich die Ökonomie davon entfernt hat. Denn nur vor dem Hintergrund dieser

erkenntnistheoretischen Umbrüche lassen sich die Defizite und Möglichkeiten einer post-paradigmatischen Ökonomie angemessen begreifen.

1.1 Die Revolution der Physik

Das 20. Jahrhundert markiert einen epochalen Bruch in der Geschichte der Physik, der weit über die bloße Erweiterung oder Korrektur bestehender Theorien hinausgeht. Die klassischen Grundlagen, die seit Isaac Newton das wissenschaftliche Weltbild geprägt hatten, wurden grundlegend erschüttert und neu gedacht. Während die Newtonsche Mechanik mit ihrer deterministischen Weltsicht und dem Konzept absoluter Zeit und absoluter Räume jahrhundertlang als Modell für eine objektive, universelle Wahrheit galt, offenbarten die Entwicklungen des 20. Jahrhunderts eine viel komplexere, kontingentere Wirklichkeit.

Von Newton zu Einstein: Die Relativitätstheorien

Der erste große Einschnitt war Albert Einsteins Relativitätstheorie. Mit seiner speziellen Relativitätstheorie von 1905 wurde die bis dahin als absolut geltende Zeit relativiert: Zeit und Raum sind nicht unabhängig voneinander, sondern zu einer vierdimensionalen Raumzeit verbunden, deren Struktur von der Geschwindigkeit des Beobachters abhängt. Die allgemeine Relativitätstheorie (1915) erweiterte diesen Gedanken und machte die Gravitation zur Folge der Krümmung der Raumzeit. Diese Theorien stellten die bis dahin unangefochtene Vorstellung von einem festen, unveränderlichen Hintergrund für physikalische Ereignisse radikal in Frage.

Wesentlich ist, dass Einstein nicht nur neue physikalische Gesetze formulierte, sondern auch das Verhältnis von Beobachter und beobachteter Realität neu definierte: Beobachtungen sind stets relativ zu einem bestimmten Bezugssystem. Objektivität wurde in diesem Sinne relational – sie hängt vom Standort und Bewegungszustand des Beobachters ab.

Quantenmechanik: Unschärfe, Superposition und Beobachtereffekte

Parallel zu den Relativitätstheorien entwickelte sich ab den 1920er Jahren die Quantenmechanik, die das physikalische Verständnis auf subatomarer Ebene revolutionierte. Die klassische Vorstellung eines vollständig bestimmbar Teilchens mit genau definierter Position und Geschwindigkeit wurde durch die Heisenbergsche Unschärferelation fundamental infrage gestellt: Es existieren prinzipielle Grenzen der Messbarkeit, sodass Ort und Impuls eines Teilchens nicht gleichzeitig beliebig genau bestimmt werden können.

Die Quantenmechanik führte zudem Konzepte wie Superposition (die gleichzeitige Existenz mehrerer Zustände) und Verschränkung (instantane Korrelationen zwischen Teilchen über große Distanzen) ein, die die klassische Vorstellung von getrennten, isolierten Objekten sprengen. Besonders bedeutsam ist die Rolle des Beobachters: Der Messakt beeinflusst den Zustand des Systems, eine Erkenntnis, die auf den ersten Blick dem Ideal einer objektiven, unabhängigen Realität widerspricht.

Das Ende der objektiven Weltformel

Diese physikalischen Entdeckungen führten zum Ende des Glaubens an eine eindeutige, allumfassende Weltformel, die alle Phänomene kausal und deterministisch erklären könnte. Stattdessen entstand ein Bild der Welt als einem System mit inhärenter Unbestimmtheit, Relativität und Komplexität. Dies bedeutete zugleich eine Verschiebung der wissenschaftlichen Praxis: Die Wissenschaftler mussten sich mit einer fundamental

begrenzten Erkenntnisfähigkeit auseinandersetzen, die auch den Status ihrer Theorien relativierte.

Weiterentwicklungen im späten 20. und 21. Jahrhundert

Auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und im 21. Jahrhundert setzte sich diese epistemische Dynamik fort und vertiefte sich weiter. Die Suche nach einer „Vereinigten Theorie“ – die Quantengravitation, die Quantenmechanik und Relativitätstheorie miteinander verbinden sollte – offenbart, wie schwierig es ist, die komplexen und oft widersprüchlichen Erkenntnisse zu einem konsistenten Ganzen zu fügen.

Gleichzeitig entwickelten sich neue theoretische Ansätze, die die klassische Dichotomie zwischen Subjekt und Objekt weiter aufweichen. Die Quantenfeldtheorie und Interpretationen wie die Viele-Welten-Theorie oder die De-Broglie-Bohm-Theorie versuchen, die Rolle des Beobachters anders zu fassen oder zu umgehen, doch keines dieser Modelle kehrt vollständig zu einem objektivistischen Weltbild zurück.

Darüber hinaus hat die Komplexitätsforschung und die Theorie komplexer adaptiver Systeme im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert neue Perspektiven eröffnet: Physikalische Systeme werden zunehmend als emergente, selbstorganisierende Phänomene verstanden, die nicht vollständig durch einfache Gesetzmäßigkeiten beschreibbar sind. Diese Einsichten haben wichtige Implikationen für das Verständnis von Nichtlinearität, Nichtvorhersagbarkeit und Kontextabhängigkeit in der Wissenschaft.

Nicht zuletzt hat die experimentelle Praxis – von der Teilchenphysik am Large Hadron Collider bis zu Quantencomputern – die Grenzen und Möglichkeiten physikalischer Erkenntnis zugleich erweitert und verdeutlicht, wie eng Theorie, Technologie und epistemologische Reflexion heute verknüpft sind.

Die physikalische Revolution des 20. und 21. Jahrhunderts hat damit nicht nur ein neues Bild der materiellen Welt geschaffen, sondern auch die Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntnis radikal verändert. Objektivität ist nicht mehr eine Eigenschaft der Welt an sich, sondern ein Verhältnis, das von Beobachtern, Kontexten und Instrumenten abhängt. Die physikalische Welt erscheint als ein dynamisches, relationales Gefüge, das sich nicht in einfachen deterministischen Modellen erschöpft.

Diese Erkenntnisse stellen die Wissenschaft vor grundlegende Herausforderungen, öffnen zugleich aber auch Räume für ein selbstkritisches, reflexives und pluralistisches Verständnis von Wissen. Im Vergleich zu dieser Dynamik wirkt die Ökonomie, wie im Folgenden gezeigt wird, epistemisch erstaunlich konservativ – ein Befund, der Ausgangspunkt für die nachfolgende Kritik ist

1.2 Die Wendungen der Philosophie

Parallel zur physikalischen Revolution erlebte die Philosophie im 20. Jahrhundert eine Reihe tiefgreifender erkenntnistheoretischer Umbrüche, die das traditionelle Verständnis von Wahrheit, Erkenntnis und Subjektivität grundlegend in Frage stellten. Während die klassische Philosophie seit der Aufklärung und insbesondere mit Immanuel Kant ein starkes Vertrauen in die Möglichkeit objektiver, universeller Erkenntnis aufgebaut hatte, vollzog sich im Laufe des 20. Jahrhunderts eine Reihe von „Wendungen“, die diese Gewissheiten zersetzten und neue Perspektiven auf Wissen und Wirklichkeit eröffneten.

Vom Kantianismus zur Sprachphilosophie

Immanuel Kant hatte mit seiner „Kritik der reinen Vernunft“ eine Brücke zwischen Rationalismus und Empirismus geschlagen und die Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis systematisch untersucht. Für Kant war Erkenntnis zwar nicht völlig subjektiv, doch ist sie immer an die Struktur des erkennenden Subjekts gebunden – Raum und Zeit als Formen der Anschauung, sowie Kategorien des Verstandes prägen jede Erfahrung. Das Subjekt ist hier zwar aktiv, doch zugleich Garant für allgemeine und notwendige Erkenntnis.

Im 20. Jahrhundert verschob sich der Fokus von dieser transzendentalen Subjektivität hin zu Fragen der Sprache und ihrer Bedingungen. Ludwig Wittgenstein, einer der zentralen Philosophen der Sprachphilosophie, zeigte in seinen frühen Schriften (etwa im *Tractatus Logico-Philosophicus*), wie Sprache die Welt abbildet, doch in seinen späteren Arbeiten (besonders in den *Philosophischen Untersuchungen*) entwickelte er die Auffassung, dass Bedeutung sich durch den Gebrauch von Sprache in bestimmten sozialen Kontexten konstituiert. Wahrheit und Erkenntnis sind damit nicht mehr unabhängig von Sprache und Praxis, sondern sprachliche Spiele und Formen des Lebens bestimmen, was als wahr gilt.

Diskurs und Macht: Foucault und der poststrukturalistische Ansatz

Auf dieser Grundlage entstand in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts der Poststrukturalismus, der die Annahmen einer stabilen, objektiven Wahrheit weiter infrage stellte. Michel Foucault, einer der prägendsten Denker dieser Strömung, analysierte die Verflechtung von Wissen und Macht. Er argumentierte, dass Wissen nie neutral oder rein objektiv ist, sondern immer im Kontext von Machtstrukturen entsteht und dazu dient, soziale Praktiken zu legitimieren und zu steuern. Diskurse schaffen Realitäten, indem sie festlegen, was gesagt und gedacht werden darf – sie sind produktiv und restriktiv zugleich.

Foucaults Ansatz verdeutlicht, dass Wissen als historisch kontingent und gesellschaftlich eingebettet verstanden werden muss. Wahrheit ist kein universelles Abbild, sondern das Ergebnis von Praktiken, die bestimmte Sichtweisen privilegieren und andere ausschließen. Erkenntnis wird so zur Praxis der Konstruktion und Dekonstruktion von Wirklichkeiten.

Wissen als Macht und Konstruktion

Diese Sichtweise wurde auch durch weitere poststrukturalistische und dekonstruktivistische Philosophen, etwa Jacques Derrida, vertieft. Derrida zeigte, dass Bedeutung und Wissen niemals fest, eindeutig oder vollständig sind, sondern immer auf Differenz und Verschiebung beruhen. Jede Aussage ist zugleich von dem geprägt, was sie nicht sagt, von dem, was außen vor bleibt. Wahrheit ist somit immer fragmentarisch und multipel, nicht mehr die Entdeckung einer einheitlichen Wirklichkeit.

Die Philosophie des 20. Jahrhunderts trägt damit zur Auflösung der klassischen Dichotomien von Subjekt und Objekt, Wahrheit und Täuschung, Natur und Kultur bei. Erkenntnis ist ein aktiver, sprachlich vermittelter Prozess der Weltkonstitution, der stets auch normative und politische Dimensionen umfasst.

Sprache, Diskurs, Differenz: Die Rolle der Reflexivität

Ein gemeinsames Merkmal dieser erkenntnistheoretischen Entwicklungen ist die zunehmende Reflexivität: Die Wissenschaft und Philosophie thematisieren nicht nur ihre Objekte, sondern auch ihre eigenen Bedingungen, Methoden und Grenzen. Wissen wird als kontingent, kontextabhängig und relational verstanden. Die Vorstellung einer universell gültigen, objektiven Erkenntnis wird durch ein Bewusstsein der Komplexität und Vielschichtigkeit ersetzt.

Diese Reflexivität zeigt sich auch in der kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Disziplin und mit den sozialen Kontexten, in denen Wissen entsteht und angewendet wird. Die Wissenschaft ist nicht mehr „neutraler Beobachter“ einer gegebenen Welt, sondern Teil eines komplexen Geflechts aus Praktiken, Macht und Bedeutungsproduktion.

Die philosophischen Umbrüche des 20. Jahrhunderts führen zu einem radikalen Wandel im Verständnis von Erkenntnis: Weg von der Suche nach festen, universellen Wahrheiten hin zu einem dynamischen Bild von Wissen als historisch kontingenter, sprachlich und sozial vermittelter Konstruktion. Die Philosophie zeigt auf, dass jedes Wissen immer auch eine Machtwirkung entfaltet und in gesellschaftliche Prozesse eingebettet ist.

Diese Wendungen sind entscheidend, um die epistemische Lage der Ökonomie kritisch zu reflektieren. Denn während Physik und Philosophie ihre Grundlagen hinterfragten und weiterentwickelten, hält die Ökonomie in vielerlei Hinsicht an einem alten, objektivistischen und modellfixierten Paradigma fest. Die philosophische Erkenntnis, dass Wissen immer auch ein Produkt gesellschaftlicher Praktiken ist, eröffnet aber zugleich Möglichkeiten für eine neue, post-paradigmatische Ökonomie, die im weiteren Verlauf dieses Essays entfaltet wird.

1.3 Wissenschaft in der Spätmoderne

Das 20. Jahrhundert und seine epistemischen Umbrüche in Physik und Philosophie münden in eine neue Ära der Wissenschaft – die Spätmoderne – die sich durch eine Vielzahl von kritischen Reflexionen über die Grundlagen, Methoden und Ziele wissenschaftlicher Erkenntnis auszeichnet. In dieser Phase wird das klassische Bild der Wissenschaft als objektiver, neutraler und linearer Fortschritt vollziehender Institution zunehmend durch komplexe, plurale und reflexive Perspektiven ersetzt.

Das Ende des Positivismus

Die lange dominierende Position des Positivismus, der Wissenschaft als strikt empirische und wertfreie Methode verstand, geriet im Laufe des 20. Jahrhunderts immer mehr unter Druck. Positivismus sah Wissen als objektiv zugängliche Fakten und als Ausdruck von Gesetzmäßigkeiten, die unabhängig von kulturellen, sozialen oder historischen Kontexten gelten. Doch gerade die Entwicklungen in der Physik und die erkenntnistheoretischen Wenden der Philosophie zeigten die Grenzen dieses Ansatzes auf.

Philosophen wie Karl Popper, Thomas Kuhn und Paul Feyerabend übten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fundamentale Kritik am positivistischen Wissenschaftsverständnis. Popper betonte die Falsifizierbarkeit als Kriterium wissenschaftlicher Theorien, während Kuhn mit seinem Konzept der Paradigmenwechsel die Kontingenz und Geschichte wissenschaftlicher Entwicklung hervorhob. Feyerabend hingegen argumentierte für einen methodologischen Pluralismus und lehnte universelle Regeln für wissenschaftliche Praxis ab („Anything goes“).

Poststrukturalismus und der „Turn“-Begriff

Im weiteren Verlauf gewann der Poststrukturalismus an Einfluss, der Wissen als eine produktive Kraft innerhalb gesellschaftlicher Machtverhältnisse verstand. Wissenschaft wurde nicht mehr als neutrale Beobachtung der Welt gesehen, sondern als Teil eines diskursiven Feldes, das Realität konstruiert und gesellschaftliche Ordnungen reproduziert. Diese Sichtweise führte zu zahlreichen „Turns“ in den Geistes- und Sozialwissenschaften – etwa dem Linguistic Turn, Cultural Turn, oder auch dem Affective Turn –, die jeweils neue Perspektiven und Methoden in die Wissenschaft brachten.

Diese „Turns“ betonen die Rolle von Sprache, Kultur, Emotionen und Subjektivität bei der Konstitution von Wissen und Wirklichkeit. Sie zeigen, dass wissenschaftliche Erkenntnis immer auch ein sozialer und historischer Prozess ist, eingebettet in komplexe Macht- und Bedeutungsgefüge.

Reflexivität, Komplexität, Kontingenz

Ein zentrales Kennzeichen der Wissenschaft in der Spätmoderne ist die gesteigerte Reflexivität: Wissenschaft reflektiert ihre eigenen Annahmen, Methoden und sozialen Bedingungen, und erkennt ihre eigenen Grenzen an. Dies führt zu einer wissenschaftlichen Praxis, die sich selbst kritisch hinterfragt und die Pluralität von Perspektiven, Methoden und Theorien akzeptiert.

Parallel dazu hat die Komplexitätsforschung gezeigt, dass viele Phänomene – von biologischen Systemen bis zu sozialen Prozessen – nicht durch einfache lineare Modelle erfassbar sind. Systeme sind dynamisch, nichtlinear und oft emergent, was Vorhersagen erschwert und traditionelle deterministische Vorstellungen infrage stellt.

Zudem wird die Kontingenz wissenschaftlicher Erkenntnisse betont: Wissen ist stets zeit- und kontextabhängig, nie absolut. Dies bedeutet eine Abkehr von der Idee eines einmaligen, endgültigen Wahrheitsanspruchs und öffnet Raum für kontinuierliche Revision und Erweiterung von Theorien.

Folgen für das Wissenschaftsverständnis

Diese epistemologischen Veränderungen führen zu einem pluralistischen Wissenschaftsverständnis, das unterschiedliche Wissensformen, Methoden und Disziplinen anerkennt. Wissenschaft wird als praxisbezogenes, interaktives und sozial eingebettetes Unternehmen begriffen, das in ständiger Aushandlung mit gesellschaftlichen Anforderungen, Werten und Interessen steht.

Damit stellt die Spätmoderne Wissenschaft nicht als reines Erkenntnismonopol dar, sondern als Teil eines komplexen gesellschaftlichen Feldes, das Reflexivität und Verantwortung verlangt.

Fazit

Die Wissenschaft in der Spätmoderne bewegt sich weg vom Positivismus hin zu einem reflexiven, pluralistischen und komplexitätsbewussten Verständnis von Erkenntnis. Die Erkenntnis, dass Wissen immer auch Machtverhältnisse spiegelt und kontingent ist, fordert Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler heraus, ihre Rolle neu zu definieren.

Dieses reflektierte Selbstverständnis der Wissenschaft stellt den Hintergrund dar, vor dem im weiteren Verlauf dieses Essays die Ausnahmestellung der Ökonomie kritisch untersucht wird. Denn gerade hier zeigt sich, dass die ökonomische Disziplin in vieler Hinsicht noch nicht von den erkenntnistheoretischen und methodologischen Fortschritten der Spätmoderne profitiert hat – eine Diskrepanz, die Ausgangspunkt für die Forderung nach einer post-paradigmatischen Ökonomie ist.

Klar, hier ist eine ausführliche Einleitung für Kapitel 2 „Die ökonomische Ausnahme: Paradigmenfixierung trotz Krisen“:

Kapitel 2: Die ökonomische Ausnahme: Paradigmenfixierung trotz Krisen

Einleitung

Während das 20. Jahrhundert in Physik und Philosophie von tiefgreifenden epistemologischen Umwälzungen geprägt war, zeichnete sich in der Ökonomie eine bemerkenswerte Kontinuität ab. Die Grundannahmen des neoklassischen Paradigmas, das auf Rationalität, Gleichgewicht und mathematischer Modellierung basiert, blieben weitgehend unangetastet – trotz wiederholter Krisen und wachsender Kritik.

Diese Stabilität ist jedoch kein Zeichen wissenschaftlicher Reife, sondern vielmehr Ausdruck einer strukturellen Beharrung, die epistemisch, methodisch und gesellschaftlich problematisch ist. Die dominanten Theorien und Modelle der Ökonomie neigen dazu, sich als objektive Abbilder einer vermeintlich universellen Wirklichkeit zu präsentieren – ein Anspruch, der in Anbetracht der komplexen, dynamischen und oftmals widersprüchlichen wirtschaftlichen Realitäten zunehmend unhaltbar wird.

Zugleich zeugen zahlreiche Forschungsansätze von Versuchen, das Paradigma zu öffnen oder gar zu überwinden: Von Keynes' Kritik an der Selbstregulierung der Märkte über die Behavioral Economics bis hin zu feministischen und ökologischen Perspektiven. Doch trotz dieser Impulse verharrt das epistemische Fundament der Disziplin weitgehend in vormodernen Mustern.

In diesem Kapitel wird zunächst die dominante neoklassische Paradigmenstruktur kritisch analysiert und auf ihre epistemischen und methodischen Grenzen hin befragt. Anschließend werden die Grenzen der bestehenden Öffnungsversuche diskutiert – und es wird verdeutlicht, warum die ökonomische Wissenschaft in ihrer gegenwärtigen Form den Sprung zu einer post-paradigmatischen Haltung bisher nicht vollzogen hat. Abschließend wird die Rolle der performativen Wirkung ökonomischer Modelle thematisiert, die nicht nur die Welt beschreiben, sondern aktiv formen und dadurch die Krisenanfälligkeit des Systems verstärken.

Dieses Kapitel legt damit den Grundstein für die Notwendigkeit einer radikalen erkenntniskritischen Neubegründung der Ökonomie, wie sie in den folgenden Kapiteln entwickelt wird.

Gerne! Hier ist der ausführliche Text zu Kapitel 2.1 – Das neoklassische Paradigma:

2.1 Das neoklassische Paradigma

Das neoklassische Paradigma bildet bis heute das dominante Fundament der Wirtschaftswissenschaften. Es beruht auf einer Reihe von Kernannahmen, die die Analyse wirtschaftlicher Prozesse prägen und bestimmen: rationale, eigennützige Individuen („Homo oeconomicus“), vollkommene Märkte, Gleichgewichtszustände und die Optimierung von Nutzen und Gewinn. Dieses Modell stellt ökonomische Prozesse als mathematisch präzise, kausal erklärbare und vorhersehbare Phänomene dar.

Im Zentrum steht das Konzept der Rationalität: Akteure verfügen über vollständige Informationen und handeln stets so, dass sie ihren individuellen Nutzen maximieren. Märkte sind idealtypisch als effiziente Mechanismen konstruiert, die Angebot und Nachfrage

automatisch ins Gleichgewicht bringen. Dieses Gleichgewicht gilt als stabiler Zustand, in den das System tendenziell zurückkehrt, wenn es gestört wird.

Die mathematische Formalisierung des neoklassischen Modells ermöglicht es, ökonomische Zusammenhänge als optimierende Gleichungssysteme zu formulieren, wodurch ein hoher Grad an Abstraktion und Formalität erreicht wird. Dieses Vorgehen verleiht der Ökonomie den Anschein einer exakten Wissenschaft, vergleichbar mit der Physik des 19. Jahrhunderts.

Doch dieses Paradigma ist zugleich in seinen Annahmen höchst problematisch. Es ignoriert wesentliche Aspekte wirtschaftlicher Wirklichkeit: Unvollständige Informationen, begrenzte Rationalität, soziale Interaktionen, Machtverhältnisse, kulturelle Einbettungen und ökologische Grenzen bleiben größtenteils unberücksichtigt. Die strikte Annahme von Gleichgewichtszuständen übersieht dynamische, nichtlineare und chaotische Prozesse, die das wirtschaftliche Geschehen prägen.

Diese Einschränkungen führen zu einem Bild der Wirtschaft, das zwar mathematisch elegant ist, aber empirisch oft versagt – insbesondere in Situationen von Instabilität, Unsicherheit und Komplexität. Die Finanzkrisen der vergangenen Jahrzehnte, die Umweltkrise und soziale Ungleichheiten sind Symptome dieser epistemischen Schiefelage.

Darüber hinaus erzeugt das neoklassische Paradigma eine Selbstreferenzialität: Die Modelle prägen die Erwartungen und Handlungen der Marktakteure und werden so selbst zu Bedingungen der Realität, die sie zu beschreiben vorgeben. Die Performativität ökonomischer Modelle verstärkt die Problematik, da sie auf eine konstruktive Rolle der Wissenschaft hinweist – die Ökonomie formt die Welt, in der sie operiert, und ist zugleich durch diese Welt limitiert.

Diese zentralen Eigenschaften machen das neoklassische Paradigma zur ökonomischen Ausnahme: Während andere Disziplinen ihre Grundlagen hinterfragen und weiterentwickeln, bleibt die Ökonomie an einem Modell fest, das aus wissenschaftstheoretischer Perspektive längst veraltet ist. Das Kapitel 2.2 wird die Grenzen und Ambivalenzen von Versuchen beleuchten, dieses Paradigma zu öffnen oder zu überwinden.

Natürlich! Hier ist der ausführliche Text zu Kapitel 2.2 – Versuche der Öffnung – und ihre Grenzen:

2.2 Versuche der Öffnung – und ihre Grenzen

Obwohl das neoklassische Paradigma über Jahrzehnte das Zentrum der ökonomischen Wissenschaft bildete, gab es immer wieder bedeutende Versuche, seine engen Annahmen zu hinterfragen und alternative Perspektiven zu entwickeln. Diese Öffnungsversuche reichen von der Keynesianischen Revolution über die Behavioral Economics bis hin zu feministischen, ökologischen und kritischen Ökonomien. Trotz ihrer Bedeutung und ihrer Impulse haben sie das epistemische Fundament der Disziplin jedoch nur begrenzt transformiert.

Die Keynesianische Ökonomie, vor allem in der Nachkriegszeit, brach mit der Vorstellung eines sich selbst regulierenden Marktes. John Maynard Keynes argumentierte, dass Märkte nicht notwendigerweise zum Gleichgewicht tendieren, sondern durch Unsicherheit und Erwartungen geprägt sind. Staatliche Interventionen seien notwendig, um wirtschaftliche

Krisen abzufedern. Diese Sichtweise wurde lange Zeit als Ergänzung zum neoklassischen Modell betrachtet, aber nie als radikale Neuausrichtung des gesamten Paradigmas.

Die Behavioral Economics brachte die Begrenztheit der menschlichen Rationalität ins Zentrum. Forscher wie Daniel Kahneman und Amos Tversky zeigten, dass Entscheidungsprozesse von Heuristiken, Biases und Emotionen beeinflusst sind – und damit von der idealtypischen Rationalität des Homo oeconomicus abweichen. Diese Erkenntnisse erweiterten das Verständnis menschlichen Verhaltens erheblich. Dennoch blieb das formale Modell oft erhalten, indem abweichende Verhaltensweisen als „Anomalien“ behandelt wurden.

Feministische Ökonomik kritisiert die androzentristische und oft auf Konkurrenz basierende Perspektive der traditionellen Ökonomie. Sie hebt die Bedeutung von Care-Arbeit, sozialen Beziehungen und Machtstrukturen hervor. Ebenso fordern ökologische Ökonomien eine stärkere Berücksichtigung von Umweltschutz und Nachhaltigkeit. Diese Ansätze erweitern den Fokus auf gesellschaftliche und planetare Dimensionen ökonomischen Handelns, ohne jedoch das theoretische Grundgerüst grundsätzlich infrage zu stellen.

Die Institutionenökonomik thematisiert soziale Normen, Regeln und Organisationen als zentrale Einflussgrößen wirtschaftlichen Handelns. Auch sie hat wichtige Einsichten geliefert, doch ihre methodologische Offenheit wird nicht immer konsequent umgesetzt.

Trotz all dieser vielfältigen Ansätze bleibt die Ökonomie als Disziplin fragmentiert: Alternative Perspektiven existieren parallel zum Mainstream, werden aber selten zum Kern des wissenschaftlichen Diskurses. Die dominanten Modelle, Methoden und Paradigmen bleiben weitgehend unangetastet. Es fehlt ein umfassender epistemologischer Bruch, der die vielfältigen Kritikpunkte zusammenführt und das gesamte Wissenschaftsverständnis transformiert.

Ein Grund für diese Stabilität liegt in der institutionellen und politischen Verankerung der neoklassischen Ökonomie: Sie prägt nicht nur akademische Forschung, sondern auch politische Entscheidungsprozesse, Finanzmärkte und globale Wirtschaftsstrukturen. Der Paradigmenwechsel wäre nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine gesellschaftliche Revolution.

Insgesamt zeigt sich: Die Öffnungsversuche haben wichtige Impulse gesetzt und die Grenzen des neoklassischen Denkens aufgezeigt. Doch ohne eine erkenntnistheoretische und methodologische Neuausrichtung bleiben diese Ansätze meist marginalisiert und können die strukturellen Probleme der Disziplin nicht lösen.

Das nächste Kapitel wird zeigen, wie die Einsicht in die performative Kraft ökonomischer Modelle das Ausmaß dieser Herausforderung verdeutlicht und die Notwendigkeit einer radikalen erkenntniskritischen Wende unterstreicht.

Natürlich! Hier ist der ausführliche Text zu Kapitel 2.3 – Performativität und Realitätsverlust:

2.3 Performativität und Realitätsverlust

Ein entscheidender Grund für die anhaltende Dominanz des neoklassischen Paradigmas liegt in der performativen Wirkung ökonomischer Modelle. Modelle sind nicht nur beschreibende Werkzeuge; sie wirken zurück auf die Realität, die sie zu erklären vorgeben.

Dieser Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis wurde in der Wissenschafts- und Technikforschung ausführlich untersucht, besonders durch die Arbeiten von Donald MacKenzie, Michel Callon und Bruno Latour.

In der Ökonomie bedeutet Performativität, dass ökonomische Theorien und Modelle die Handlungen von Akteuren, Institutionen und Märkten prägen und damit aktiv an der Konstruktion der wirtschaftlichen Wirklichkeit beteiligt sind. So werden Annahmen über rationales Verhalten, Marktmechanismen oder Risikoaversion nicht nur theoretisch formuliert, sondern beeinflussen Erwartungen, Strategien und politische Entscheidungen.

Diese Rückwirkung verleiht der Ökonomie eine doppelte Verantwortung: Zum einen muss sie ihre Modelle und Theorien kritisch reflektieren, um unbeabsichtigte oder schädliche Wirkungen zu erkennen und zu vermeiden. Zum anderen zeigt die Performativität, dass der epistemologische Anspruch der Ökonomie nicht auf Neutralität und Objektivität beruhen kann. Denn die Modelle schaffen Wirklichkeiten, die sie zugleich beschreiben sollen.

Ein besonders drastisches Beispiel für die Risiken dieser Performativität ist die Finanzkrise von 2007/08. Die vorherrschenden Modelle zur Bewertung von Finanzrisiken basierten auf Annahmen von Marktliquidität, Risikodiversifikation und rationalen Erwartungen, die in der Realität nicht gehalten wurden. Durch die weite Verbreitung dieser Modelle entstanden Erwartungen und Verhaltensweisen, die zur Blasenbildung und schließlich zum Zusammenbruch beitrugen. Die Modelle hatten die Krise nicht nur nicht vorhergesehen – sie waren ein aktiver Faktor ihrer Entstehung.

Dieser Realitätsverlust, den die Ökonomie in Teilen erleidet, ist eine Folge ihrer Paradigmenfixierung. Die Fokussierung auf formal mathematische Modelle erzeugt eine Welt, die in ihrer Simplizität kaum noch der komplexen Realität entspricht. Dies führt zu einer gefährlichen Diskrepanz zwischen theoretischer Konstruktion und empirischer Wirklichkeit.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass die post-paradigmatische Wende nicht nur eine epistemische Herausforderung ist, sondern auch eine ethische. Die Ökonomie muss sich ihrer Rolle als Mitgestalterin gesellschaftlicher Prozesse bewusst werden und sich der Komplexität und Vielstimmigkeit der wirtschaftlichen Welt öffnen.

Die Performativität von Modellen erfordert eine Wissenschaft, die reflexiv und pluralistisch agiert, die die Grenzen ihrer Aussagen kennt und die Verantwortung für ihre gesellschaftlichen Wirkungen übernimmt. Nur so kann die Ökonomie ihre Legitimität zurückgewinnen und zu einem Erkenntnis- und Handlungsfeld werden, das den Anforderungen einer komplexen, vernetzten Welt gerecht wird.

Gerne! Hier ist eine ausführliche Einleitung für Kapitel 3 – Der Horizont der Naturwissenschaften und der Philosophie als Inspiration für eine neue Ökonomie:

Kapitel 3: Der Horizont der Naturwissenschaften und der Philosophie als Inspiration für eine neue Ökonomie

Einleitung

Im 20. Jahrhundert erlebten insbesondere die Physik und die Philosophie eine grundlegende Umwälzung, die nicht nur ihr jeweiliges Fachgebiet, sondern das gesamte wissenschaftliche Selbstverständnis revolutionierte. Die klassische Mechanik wurde durch die

Relativitätstheorie und die Quantenmechanik abgelöst, die das Bild von Raum, Zeit und Materie radikal veränderten. Gleichzeitig löste die analytische Philosophie, die Sprachphilosophie und die Wissenschaftstheorie die dogmatischen und oft metaphysischen Annahmen früherer Jahrhunderte ab und etablierten ein reflektiertes, erkenntnistheoretisch fundiertes Wissenschaftsverständnis.

Diese Entwicklungen waren mehr als bloße Paradigmenwechsel im Sinne Thomas Kuhns. Sie führten zu einer Neubewertung der Grundlagen von Wissen, Realität und Methodik. Statt deterministischer Gewissheit traten Unschärfe, Wahrscheinlichkeiten und Kontextualität in den Vordergrund. Die Erkenntnis, dass Beobachtung und Messung nicht neutral sind, sondern immer mit theoretischen und instrumentellen Bedingungen verbunden sind, veränderte das Verhältnis von Theorie und Empirie grundlegend.

Für die Ökonomie, die sich bislang vor allem durch Stabilität und eine formalmathematische Herangehensweise auszeichnete, bieten diese Entwicklungen einen inspirierenden Horizont. Sie eröffnen die Möglichkeit, eine Ökonomie zu entwerfen, die komplexe, dynamische und unsichere Prozesse besser abbildet, die Reflexivität der Akteure anerkennt und sich von festen, universellen Gesetzmäßigkeiten löst.

In diesem Kapitel wird zunächst der epistemologische und methodologische Wandel in Physik und Philosophie des 20. Jahrhunderts skizziert. Anschließend werden zentrale Konzepte wie Komplexität, Nichtlinearität, Emergenz und Kontextualität vorgestellt, die sich als fruchtbare Anknüpfungspunkte für eine neue ökonomische Wissenschaft erweisen. Schließlich wird diskutiert, wie diese Einsichten helfen können, das rigide Paradigma der klassischen Ökonomie zu überwinden und eine post-paradigmatische, pluralistische Ökonomie zu entwickeln.

Dieser Horizont dient somit nicht nur als theoretische Inspiration, sondern auch als kritischer Maßstab, um die bisherigen Grenzen der Ökonomie zu überwinden und neue wissenschaftliche Praktiken zu begründen.

Verstanden! Hier eine erweiterte, vertiefende Version von Kapitel 3.1, die über die Einleitung hinausgeht und zusätzliche Aspekte der Paradigmenwechsel in Physik und Philosophie beleuchtet:

3.1 Paradigmenwechsel in Physik und Philosophie des 20. Jahrhunderts

Das 20. Jahrhundert markierte in Physik und Philosophie nicht nur eine Korrektur bestehender Theorien, sondern einen radikalen Bruch mit bisherigen Denkweisen, der auch die Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntnis selbst in Frage stellte. Neben den bereits erwähnten Einsichten der Relativitäts- und Quantenmechanik zeichnen sich zwei zusätzliche Aspekte besonders ab: die Entdeckung von Komplexität und Nichtlinearität sowie die Reflexivität des Erkenntnisprozesses.

In der Physik führten Fortschritte in der Thermodynamik, der Chaostheorie und der Komplexitätsforschung zu einer grundlegenden Erweiterung des wissenschaftlichen Weltbildes. Systeme wurden nicht länger als mechanisch determiniert betrachtet, sondern als offene, dynamische und oft nichtvorhersagbare Gebilde mit emergenten Eigenschaften, die aus der Interaktion ihrer Teile entstehen. Das berühmte Beispiel des Schmetterlingseffekts aus der Chaostheorie zeigt, dass kleine Ursachen große Wirkungen entfalten können, was klassische lineare Modelle unmöglich abbilden.

Parallel hierzu reflektierte die Philosophie die Rolle der Beobachter und die Grenzen der objektiven Erkenntnis. Die Wissenschaftstheorie löste sich zunehmend von der Vorstellung absoluter Wahrheiten und betonte stattdessen den kontextabhängigen, historischen und sozialen Charakter wissenschaftlichen Wissens. So wurde Wissenschaft als sozial eingebettete Praxis verstanden, die durch Paradigmen, Diskurse und Machtstrukturen geprägt ist. Die Arbeiten von Thomas Kuhn und Paul Feyerabend kritisierten die Idee eines einheitlichen wissenschaftlichen Prozesses und zeigten, dass Wissenschaft auch durch Konflikte, Aushandlungen und Vielfalt gekennzeichnet ist.

Ein weiterer zentraler Punkt ist die Erkenntnis der Reflexivität: Die Beobachtung und Theorie beeinflussen das, was beobachtet wird. In der Quantenmechanik wird dieses Prinzip besonders deutlich, da der Akt der Messung den Zustand des Systems verändert. Ähnliches gilt für soziale Systeme, wo Akteure ihre Handlungen auf Erwartungen und Theorien abstimmen. Dieses Denken eröffnet ein Verständnis von Wissenschaft, das selbstkritisch und dynamisch ist.

Diese Aspekte zusammen – Komplexität, Emergenz, Reflexivität und die soziale Bedingtheit von Wissen – stehen in starkem Kontrast zu den linear-kausalen, statischen und universalen Annahmen des klassischen Wissenschaftsmodells, das lange Zeit auch die Ökonomie dominierte.

Für die Ökonomie bedeutet das: Die physikalischen und philosophischen Paradigmenwechsel des 20. Jahrhunderts eröffnen eine Perspektive, die ökonomische Phänomene als komplexe, dynamische und sozial eingebettete Prozesse zu begreifen. Dies legt nahe, dass die Wirtschaftswissenschaften von einem rigiden, eindimensionalen Modell zu einem pluralistischen, reflexiven und interdisziplinären Ansatz übergehen sollten, der Unsicherheit, Nichtlinearität und soziale Konstruktion angemessen berücksichtigt.

Im Folgenden werden zentrale Konzepte wie Emergenz, Nichtlinearität und Reflexivität vertieft und auf ihre Bedeutung für die Entwicklung einer neuen ökonomischen Wissenschaft übertragen.

Hier ist der ausführliche Text zu Kapitel 3.2 – Schlüsselkonzepte der neuen Wissenschaftsverständnisse und ihre Relevanz für die Ökonomie:

3.2 Schlüsselkonzepte der neuen Wissenschaftsverständnisse und ihre Relevanz für die Ökonomie

Die paradigmatischen Umbrüche in Physik und Philosophie des 20. Jahrhunderts brachten eine Reihe von Konzepten hervor, die zentrale Einsichten für die Weiterentwicklung der Wissenschaften liefern. Diese Schlüsselkonzepte eröffnen auch für die Ökonomie neue Perspektiven und methodologische Zugänge, die helfen können, die bisherigen Einschränkungen zu überwinden.

Komplexität:

Komplexe Systeme zeichnen sich durch eine Vielzahl von Komponenten aus, deren Interaktionen nichtlinear und oft nicht vorhersagbar sind. Die Eigenschaften des Ganzen lassen sich nicht aus denen der Einzelteile ableiten (Emergenz). In der Ökonomie bedeutet das, dass Märkte, Unternehmen und ganze Wirtschaftssysteme als komplexe adaptive Systeme betrachtet werden müssen. Dies fordert ein Umdenken weg von statischen

Gleichgewichtstheorien hin zu dynamischen Modellen, die Anpassung, Evolution und Selbstorganisation abbilden.

Nichtlinearität:

Im Gegensatz zu linearen Systemen, bei denen Ursache und Wirkung proportional sind, zeigen nichtlineare Systeme häufig unerwartete, sprunghafte Veränderungen und Sensitivität gegenüber Anfangsbedingungen. Finanzmärkte oder Konjunkturzyklen können so erklärt werden, dass kleine Veränderungen massive Auswirkungen haben – ein Konzept, das klassische ökonomische Modelle kaum erfassen. Nichtlinearität fordert daher flexiblere Modelle und Simulationstechniken wie Agenten-basierte Modellierungen.

Emergenz:

Emergente Phänomene entstehen auf einer höheren Organisationsebene und sind nicht auf die Eigenschaften der einzelnen Elemente reduzierbar. So entsteht z.B. kollektives Verhalten oder Marktdynamik als Ergebnis zahlreicher individueller Handlungen. In der Ökonomie legt dies nahe, soziale, kulturelle und institutionelle Faktoren als integrale Bestandteile ökonomischer Analyse zu betrachten, anstatt sie als exogene Größen zu behandeln.

Reflexivität:

Dieser Begriff, geprägt u.a. von George Soros in der Finanztheorie, beschreibt, dass die Wahrnehmung und Erwartungen der Marktteilnehmer die Marktrealität beeinflussen und umgekehrt. Das widerspricht der Vorstellung eines von außen unabhängigen, objektiven Marktes. Reflexivität macht deutlich, dass die Ökonomie als Wissenschaft sowohl Beobachter als auch Mitgestalter der Realität ist.

Kontextualität und Pluralität:

Wissenschaft wird nicht mehr als Suche nach einer universellen Wahrheit verstanden, sondern als kontextspezifische Praxis, die unterschiedliche Perspektiven zulässt. Für die Ökonomie heißt das, dass verschiedene theoretische Zugänge, Methoden und Paradigmen nebeneinander existieren und sich ergänzen sollten. Eine pluralistische Ökonomie kann so besser mit der Vielschichtigkeit realer wirtschaftlicher Phänomene umgehen.

Dynamik und Zeitlichkeit:

Die Zeit wird nicht mehr als lineare, gleichförmige Größe verstanden, sondern als dynamischer Prozess, in dem Geschichte, Pfadabhängigkeiten und irreversible Entwicklungen eine Rolle spielen. Ökonomische Modelle müssen diese Dynamik abbilden können, um längerfristige Entwicklungen und Krisen besser zu erfassen.

Diese Schlüsselkonzepte bieten eine theoretische und methodologische Grundlage, um eine post-paradigmatische Ökonomie zu entwickeln, die der Komplexität und Unsicherheit moderner Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme gerecht wird. Sie zeigen auf, dass Ökonomie nicht mehr als statische Wissenschaft, sondern als dynamische, interdisziplinäre und reflexive Praxis zu verstehen ist.

Im nächsten Kapitel wird skizziert, wie sich diese neuen Erkenntnisse in konkrete wissenschaftliche Praktiken und Forschungsansätze übersetzen lassen und welche Herausforderungen dabei zu bewältigen sind.

Hier ist der Text für Kapitel 3.3 – Übertragung der neuen Wissenschaftskonzepte auf die Ökonomie: Chancen und Herausforderungen:

3.3 Übertragung der neuen Wissenschaftskonzepte auf die Ökonomie: Chancen und Herausforderungen

Die paradigmatischen Verschiebungen in Physik und Philosophie haben zentrale Konzepte hervorgebracht, die der Ökonomie einen fruchtbaren Horizont für ihre Weiterentwicklung bieten. Doch die Übertragung dieser Konzepte auf die ökonomische Wissenschaft ist mit spezifischen Chancen und Herausforderungen verbunden, die im Folgenden beleuchtet werden.

Chancen

Die Anwendung von Komplexitäts- und Systemtheorien eröffnet der Ökonomie die Möglichkeit, wirtschaftliche Prozesse als dynamische, adaptive Systeme zu verstehen. Dies erlaubt eine realistischere Abbildung von Märkten, Unternehmen und ganzen Volkswirtschaften, die durch Interaktionen zahlreicher Akteure, Feedback-Schleifen und emergente Phänomene geprägt sind. Agentenbasierte Modelle, Simulationen und Netzwerkanalysen bieten Werkzeuge, um diese Komplexität methodisch zu erfassen und neue Einsichten zu gewinnen.

Die Anerkennung von Nichtlinearität fördert die Entwicklung von Modellen, die plötzliche, sprunghafte Veränderungen, Krisen und Übergänge erklären können – Phänomene, die in der klassischen Ökonomie oft nur unzureichend behandelt werden. Dies stärkt die Fähigkeit der Ökonomie, auch unerwartete Ereignisse besser zu verstehen und Politikempfehlungen entsprechend anzupassen.

Reflexivität macht deutlich, dass ökonomische Theorien und Modelle nicht nur beschreiben, sondern auch handeln – sie formen Erwartungen, Verhalten und institutionelle Rahmenbedingungen. Dieses Bewusstsein kann zu einer verantwortungsbewussteren und kritischen Praxis der Wirtschafts- und Finanzforschung führen.

Pluralität und Kontextualität fördern eine offene Wissenschaftslandschaft, die unterschiedliche theoretische Perspektiven, empirische Methoden und disziplinäre Ansätze integriert. Dies kann die Innovationsfähigkeit der Ökonomie erhöhen und sie widerstandsfähiger gegen blinde Flecken und Ideologisierung machen.

Herausforderungen

Die Komplexität der Systeme führt jedoch zu erheblichen methodischen und epistemologischen Schwierigkeiten. Die Modellierung nichtlinearer, emergenter und reflexiver Prozesse erfordert neue mathematische und computergestützte Ansätze, die noch in Entwicklung sind und mit Unsicherheiten behaftet bleiben. Zudem ist die Validierung solcher Modelle oft problematisch, da Vorhersagen weniger präzise, aber dafür dynamischer und kontextabhängiger sind.

Die Integration sozialer, kultureller und institutioneller Faktoren verlangt interdisziplinäre Zusammenarbeit, die in der traditionell stark disziplinierten Ökonomie oft fehlt. Wissenschaftliche Praktiken und Ausbildung müssen entsprechend angepasst werden, um diese Breite abzudecken.

Die Reflexivität ökonomischer Theorien stellt die Neutralität und Objektivität der Wissenschaft infrage und fordert eine transparente Reflexion über normative Implikationen und die gesellschaftliche Verantwortung von Forschenden. Dies kann zu Spannungen mit etablierten Machtstrukturen führen, die von bestehenden Paradigmen profitieren.

Schließlich stellt die Pluralität der Ansätze eine Herausforderung für die wissenschaftliche Kommunikation und Akkumulation von Wissen dar. Wie können vielfältige Perspektiven fruchtbar integriert werden, ohne zu Beliebigkeit oder Fragmentierung zu führen? Dies erfordert neue Formen der Kooperation und Diskurskultur.

Zusammenfassung

Die Übertragung der paradigmatischen Konzepte aus Physik und Philosophie auf die Ökonomie bietet einen vielversprechenden Weg, um die Disziplin grundlegend zu erneuern und an die Komplexität der modernen Welt anzupassen. Gleichzeitig sind damit erhebliche methodische, epistemologische und institutionelle Herausforderungen verbunden, die eine tiefgehende Transformation von Theorie, Praxis und wissenschaftlicher Kultur notwendig machen.

Das folgende Kapitel wird diese Transformationsprozesse weiter vertiefen und mögliche Wege zu einer post-paradigmatischen Ökonomie aufzeigen.

Kapitel 4: Wege zu einer post-paradigmatischen Ökonomie: Transformation von Theorie, Methode und Praxis

Einleitung

Die im vorangegangenen Kapitel dargelegten paradigmatischen Konzepte aus Physik und Philosophie bieten der Ökonomie nicht nur theoretische Impulse, sondern eröffnen die Möglichkeit einer grundlegenden wissenschaftlichen Neuorientierung. Angesichts der wachsenden Komplexität, Unsicherheit und Dynamik wirtschaftlicher Systeme wird deutlich, dass die traditionellen ökonomischen Modelle und Paradigmen – vor allem das neoklassische Modell – zunehmend an ihre Grenzen stoßen. Um den Anforderungen moderner Wirtschaftswirklichkeit gerecht zu werden, bedarf es einer post-paradigmatischen Ökonomie, die sich durch Offenheit, Pluralität und Reflexivität auszeichnet.

Eine solche Transformation ist jedoch kein bloßer Austausch alter gegen neue Modelle, sondern ein umfassender Wandel in der Art und Weise, wie ökonomisches Wissen erzeugt, vermittelt und angewandt wird. Dies betrifft die theoretischen Grundlagen ebenso wie die methodischen Zugänge und die institutionellen Bedingungen, unter denen ökonomische Forschung stattfindet. Die Herausforderungen liegen darin, interdisziplinäre Ansätze zu integrieren, dynamische und komplexe Phänomene abzubilden, normative Implikationen transparent zu machen und die Wissenschaft als soziale Praxis stärker zu reflektieren.

Dieses Kapitel widmet sich der Frage, wie eine solche post-paradigmatische Ökonomie konkret aussehen kann. Es werden zentrale Elemente und notwendige Schritte für die Transformation von Theorie, Methode und Praxis skizziert. Dabei wird deutlich, dass die Neuorientierung der Ökonomie nicht nur eine akademische Herausforderung ist, sondern eine gesellschaftliche Verantwortung darstellt – denn ökonomisches Wissen prägt in hohem Maße politische Entscheidungen, wirtschaftliche Entwicklungen und damit das Leben vieler Menschen.

Im Folgenden werden theoretische Pluralität, methodische Vielfalt, normative Reflexion und institutionelle Reformen als Bausteine eines neuen ökonomischen Wissenschaftsverständnisses vorgestellt und miteinander in Beziehung gesetzt. Ziel ist es, einen umfassenden Rahmen für die Erneuerung der Ökonomie zu entwerfen, der sich an den paradigmatischen Entwicklungen in den Naturwissenschaften und der Philosophie orientiert und zugleich den spezifischen Anforderungen wirtschaftlicher Realität gerecht wird.

4.1 Theoretische Pluralität und Offenheit

Eine der zentralen Voraussetzungen für eine post-paradigmatische Ökonomie ist die Anerkennung und aktive Förderung theoretischer Pluralität. Die neoklassische Theorie, die seit dem späten 19. Jahrhundert die Ökonomie dominiert, operiert auf der Grundlage eines hochgradig abstrahierten Menschenbildes („homo oeconomicus“), universell geltender Gleichgewichtsannahmen und mathematischer Modellierung, die stark auf formale Eleganz und interne Konsistenz ausgerichtet ist. Was dabei oft verloren geht, ist die realweltliche Komplexität, historische Tiefe und soziale Bedingtheit wirtschaftlicher Prozesse.

Der theoretische Monismus, der sich in vielen ökonomischen Fakultäten und Lehrbüchern institutionalisiert hat, steht im Widerspruch zu dem, was sich in den Naturwissenschaften bereits durchgesetzt hat: der Gedanke, dass komplexe Systeme nicht durch ein einziges Paradigma erfasst werden können. In der Physik existieren heute Relativitäts- und Quantenmechanik nebeneinander – nicht als sich gegenseitig ausschließende, sondern als kontextuell gültige Theorien. Ein solches „kooperatives Nebeneinander“ könnte auch für die Ökonomie fruchtbar werden.

Theoretische Pluralität bedeutet dabei nicht Beliebigkeit oder eklektizistisches Denken, sondern die bewusste Integration verschiedener Perspektiven, die unterschiedliche Aspekte wirtschaftlicher Wirklichkeit erfassen:

- Verhaltensökonomie stellt kognitive, emotionale und soziale Begrenztheiten ökonomischer Akteure ins Zentrum – ein Gegenentwurf zur Rationalitätsannahme der Neoklassik.
- Institutionenökonomik hebt die Bedeutung rechtlicher, kultureller und sozialer Rahmenbedingungen hervor, in denen wirtschaftliches Handeln eingebettet ist.
- Postkeynesianismus und Marxistische Ökonomie analysieren strukturelle Instabilitäten, Machtverhältnisse und Verteilungskonflikte – Aspekte, die im Mainstream oft marginalisiert werden.
- Ökologische Ökonomie stellt das Verhältnis von Wirtschaft und Natur radikal infrage und bringt systemtheoretische und physikalische Konzepte wie Entropie und Nachhaltigkeit ins ökonomische Denken ein.

Ein pluralistisches Wissenschaftsverständnis anerkennt, dass jede Theorie mit bestimmten Annahmen, Weltbildern und normativen Setzungen operiert. Diese bewusst zu machen und in den wissenschaftlichen Diskurs einzubeziehen, erhöht nicht nur die Transparenz, sondern auch die Fähigkeit, komplexe Probleme adäquat zu erfassen. Unterschiedliche Theorien

liefern nicht konkurrierende Wahrheiten, sondern jeweils spezifische Sichtachsen auf ein komplexes Geschehen.

Die Förderung theoretischer Offenheit erfordert auch institutionelle Veränderungen. Curricula sollten Studierenden verschiedene Denkschulen systematisch zugänglich machen. Forschungsförderung und Publikationswesen müssen sich für Vielfalt öffnen und ein Klima schaffen, in dem theoretische Innovation nicht als Abweichung, sondern als produktiver Beitrag verstanden wird.

Ein solcher Paradigmenpluralismus schafft nicht nur intellektuelle Freiheit, sondern stärkt auch die gesellschaftliche Relevanz der Ökonomie: In einer Welt, die durch multiple Krisen – ökologisch, sozial, ökonomisch – geprägt ist, kann es keine singuläre Theorie geben, die alle Antworten liefert. Die post-paradigmatische Ökonomie beginnt mit der Anerkennung dieser epistemischen Bescheidenheit – und schöpft daraus eine neue wissenschaftliche Stärke.

4.2 Methodische Erweiterung und Interdisziplinarität

Die methodische Landschaft der Mainstream-Ökonomie ist durch eine bemerkenswerte Homogenität geprägt. Der dominante Gebrauch mathematisch-deduktiver Modellbildung, die Orientierung an Gleichgewichtsbedingungen und die Vorliebe für formale, geschlossene Systeme haben der Disziplin einerseits Präzision und methodische Eleganz verschafft, andererseits jedoch ihre Fähigkeit zur Wirklichkeitsdurchdringung empfindlich eingeschränkt. Angesichts wachsender systemischer Komplexität, multipler Krisenphänomene und zunehmender Unvorhersehbarkeit ökonomischer Entwicklungen stößt dieses methodische Paradigma an seine strukturellen Grenzen.

Eine post-paradigmatische Ökonomie muss hier ansetzen. Sie benötigt nicht nur neue Theorien, sondern auch eine methodologische Infrastruktur, die offen ist für Komplexität, Instabilität, historische Kontingenz, Unsicherheit und Vielschichtigkeit – jene Merkmale also, die das ökonomische Handlungsfeld der Gegenwart konstituieren. In Analogie zur Physik des 20. Jahrhunderts, die sich mit der Quantenmechanik von der klassischen Determiniertheit verabschiedete, sollte auch die Ökonomie Abschied nehmen von der Illusion, mit exakten Gleichungen und universellen Modellen die ökonomische Realität vollständig erfassen zu können.

1. Von statischen Gleichgewichtsmodellen zu dynamischen Systemmodellen

Zentral für die methodische Erweiterung ist die Abkehr von der Dominanz statischer Gleichgewichtsmodelle hin zu dynamischen, offenen und adaptiven Systemmodellen. Der Fokus verlagert sich von der Suche nach stabilen Endzuständen hin zur Analyse von Prozessen, Fluktuationen, Übergängen und Instabilitäten. Ökonomische Systeme werden als sich entwickelnde, kontextabhängige Konfigurationen verstanden, deren Verhalten nicht durch lineare Kausalitäten, sondern durch Rückkopplungseffekte, Pfadabhängigkeiten und emergente Strukturen geprägt ist.

Hier kommen agentenbasierte Modelle (ABM) ins Spiel, die es ermöglichen, individuelles Verhalten, Interaktion und Lernprozesse auf Mikroebene zu simulieren und daraus makrodynamische Muster zu rekonstruieren. In solchen Modellen werden klassische Annahmen wie vollständige Information, Rationalität oder Preisflexibilität hinterfragt und durch realistischere, evolutionäre Annahmen ersetzt. Ebenso finden Systemdynamiken – etwa aus der Ökologie oder Thermodynamik – verstärkt Eingang in wirtschaftliche

Modellierungen, etwa zur Beschreibung ökologischer Kippunkte oder instabiler Finanzsysteme.

Diese Modelle ersetzen nicht die klassische Mathematik, aber sie relativieren deren Anspruch auf Exklusivität. Nicht geschlossene analytische Lösungen, sondern rechnergestützte Iterationen, Simulationen und explorative Rechenverfahren gewinnen an Bedeutung.

2. Qualitative, historische und interpretative Methoden

Die zunehmende Anerkennung der Kontextabhängigkeit ökonomischer Prozesse impliziert eine Wiederentdeckung qualitativer und historischer Methoden. Gerade weil wirtschaftliche Entwicklungen immer auch kulturell eingebettet, institutionell vermittelt und politisch strukturiert sind, können sie nicht allein durch abstrakte Modellierung verstanden werden.

Methoden wie qualitative Fallstudien, diskursanalytische Verfahren, ethnografische Beobachtungen, historische Rekonstruktionen oder interviewbasierte Forschung bieten die Möglichkeit, ökonomisches Handeln in seiner Bedeutungstiefe und sozialen Situiertheit zu erfassen. Sie ermöglichen es, ökonomische Rationalitäten nicht als gegebene Konstanten, sondern als historisch gewordene und politisch umkämpfte Ordnungen zu analysieren.

Solche Ansätze fördern ein tieferes Verständnis von institutionellem Wandel, Machtasymmetrien, symbolischen Ordnungen und sozialen Konfliktlinien, die in der Formalisierung klassischer Modelle häufig unsichtbar bleiben. Sie ermöglichen es auch, wirtschaftliche Prozesse nicht nur zu quantifizieren, sondern zu interpretieren – ein epistemischer Schritt, der für komplexe Gesellschaften essenziell ist.

3. Interdisziplinarität als konstitutives Prinzip

Ein zentraler Schritt zur methodischen Erneuerung besteht in der konsequenten Öffnung der Ökonomie gegenüber anderen Wissenschaftskulturen. Während die klassische Ökonomie sich häufig durch Abgrenzung definierte – insbesondere gegenüber Soziologie, Anthropologie oder Kulturwissenschaften – ist es heute unabdingbar, diese Disziplinen als epistemische Partnerinnen zu begreifen.

Gleiches gilt für die Naturwissenschaften: Die Anwendung systemischer, thermodynamischer oder netzwerkanalytischer Konzepte – wie sie etwa in der ökologischen Ökonomie, der Bioökonomie oder in der Finanzmarktssystemanalyse verwendet werden – bietet der Ökonomie wertvolle methodische Werkzeuge. Aus der Biologie lassen sich evolutionäre Dynamiken und Kooperationsformen lernen, aus der Physik Konzepte von Selbstorganisation und kritischer Schwelle, aus der Informatik neue Formen datenbasierter Modellierung.

Interdisziplinarität bedeutet dabei mehr als nur „Methodenimport“ – sie erfordert eine epistemische Bescheidenheit und Dialogbereitschaft, ein gemeinsames Ringen um Verständnis, das unterschiedliche Wissensformen (quantitativ, qualitativ, systemisch, narrativ) als gleichwertig anerkennt.

Fazit: Der methodische Pluralismus als Antwort auf Komplexität

Die methodische Neuausrichtung der Ökonomie ist kein technisches Update, sondern eine epistemologische Wende. Sie fordert die Abkehr vom Universalismus formaler Modelle und die Hinwendung zu einer „kontextuellen Methodologie“, die sich flexibel an Problemstellung,

Erkenntnisziel und realweltlicher Komplexität orientiert. Das bedeutet auch: Es gibt keine „beste Methode“, sondern nur geeignete Methoden im jeweiligen Kontext.

Nur auf dieser Basis kann die Ökonomie ihrem gesellschaftlichen Auftrag gerecht werden – nicht als technische Hilfswissenschaft der Macht, sondern als kritische, erkenntnisoffene und transformativ wirksame Disziplin. Die methodische Erweiterung ist dabei nicht das Ziel, sondern die Bedingung für eine Ökonomie, die Wirklichkeit nicht simplifiziert, sondern begreift.

4.3 Reflexivität und normative Verantwortung

Die Forderung nach einer post-paradigmatischen Ökonomie kulminiert in einer fundamentalen Neubestimmung des wissenschaftlichen Selbstverständnisses – einer Neubestimmung, die auf der Einsicht beruht, dass Wissen niemals neutral, kontextfrei oder machtlos ist. Diese Einsicht, zentral für die Philosophie und die Wissenschaftstheorie des 20. Jahrhunderts, hat in der Ökonomie bislang kaum systemisch Eingang gefunden. Doch ohne sie bleibt jede noch so methodisch oder theoretisch vielfältige Ökonomik blind gegenüber den gesellschaftlichen Wirkungen ihres eigenen Tuns.

Der Paradigmenwechsel in der modernen Physik – insbesondere im Übergang von der klassischen zur Quantenmechanik – markiert einen vergleichbaren Bruch mit dem Objektivitätsideal des 19. Jahrhunderts. Die Idee, dass der Beobachter unabhängig vom Beobachteten agiert, wurde dort durch das Konzept der Beobachterabhängigkeit ersetzt. Was in der Quantenphysik eine empirische Konsequenz ist, stellt sich in der Ökonomie als erkenntnistheoretische und gesellschaftliche Herausforderung dar: Ökonom*innen beeinflussen durch ihre Modelle, Begriffe und Prognosen nicht nur, wie Wirtschaft gedacht wird, sondern wie Wirtschaft tatsächlich verläuft.

Daraus folgt die Notwendigkeit, Reflexivität und normative Verantwortung als konstitutive Dimensionen ökonomischen Arbeitens zu begreifen – nicht als nachträgliche Reflexion, sondern als integralen Bestandteil der wissenschaftlichen Praxis.

1. Erkenntnistheoretische Bescheidenheit: Die Konstruktion ökonomischer Wirklichkeit

Ökonomisches Wissen ist kein bloßes Abbild einer objektiv gegebenen Realität, sondern stets mitkonstruiert durch soziale, kulturelle und politische Rahmungen. Was als „Markt“, „Effizienz“, „Wachstum“ oder „Rationalität“ bezeichnet wird, sind keine natürlichen Phänomene, sondern konzeptuelle Setzungen mit normativer Reichweite. Eine reflexive Ökonomie fragt daher:

- Wer konstruiert wirtschaftliche Wirklichkeit – und mit welchen Interessen?
- Welche Perspektiven gelten als legitim, welche werden systematisch ausgeschlossen?

- Wie verändern sich ökonomische Begriffe im historischen Verlauf – und was folgt daraus für die Gegenwart?

Diese Fragen zwingen die Ökonomie zur epistemischen Bescheidenheit: Es gibt keine „Archimedischen Punkte“ ökonomischer Wahrheit, sondern nur kontextgebundene, perspektivische und fallible Formen des Wissens. Damit rückt auch die Einsicht ins Zentrum, dass wissenschaftliche Praktiken stets auch Weltbilder hervorbringen, mit denen sich Gesellschaften selbst verstehen und gestalten.

2. Die Performativität ökonomischen Wissens

Ein zentrales Merkmal der Ökonomie im Unterschied zu den meisten Naturwissenschaften ist ihre Performativität: Ökonomische Theorien sind keine neutralen Beschreibungen, sondern können Handlungen, Erwartungen und Institutionen formativ beeinflussen. Wenn Lehrbücher rationalen Nutzenmaximierer lehren, agieren Menschen häufiger so. Wenn Märkte als „natürlich effizient“ beschrieben werden, werden politische Eingriffe als „Störungen“ delegitimiert. Und wenn Modelle bestimmte Politiken als „alternativlos“ ausweisen, verengen sie den Raum gesellschaftlicher Imagination.

Eine reflexive Ökonomie erkennt, dass sie nicht nur über die Welt spricht, sondern sie mitgestaltet. Daher muss sie sich auch fragen:

- Welche Wirklichkeiten werden durch bestimmte Theorien erzeugt oder stabilisiert?
- Welche Handlungsräume eröffnen oder verschließen Modelle?
- Wie legitimiert ökonomisches Wissen politische Entscheidungen – und mit welchen sozialen Folgen?

Verantwortung in diesem Sinne bedeutet nicht, politische Positionen zu propagieren, sondern die gesellschaftlichen Implikationen des eigenen Tuns mitzureflectieren. Die Ethik der Wissenschaft beginnt dort, wo ihre gesellschaftlichen Wirkungen bewusst wahrgenommen werden.

3. Die politische Ökonomie des ökonomischen Wissens

Reflexivität muss sich auch auf die Produktionsbedingungen ökonomischen Wissens beziehen. Wer bestimmt, was als relevante Fragestellung gilt? Welche Paradigmen erhalten institutionelle Förderung, welche geraten an den Rand? Wie wirken sich Publikationskulturen, Drittmittellogiken oder universitäre Wettbewerbssysteme auf die Inhalte ökonomischer Forschung aus?

Die Ökonomie als Disziplin ist nicht nur analytisch, sondern auch institutionell politisch: In ihr manifestieren sich Machtverhältnisse, Deutungshoheiten und ideologische Kämpfe. Eine post-paradigmatische Ökonomie kann sich dieser politischen Dimension nicht entziehen. Sie muss institutionelle Strukturen hinterfragen, die bestimmte Sichtweisen systematisch

bevorzugen – etwa durch Ausschluss alternativer Schulen, Überbetonung quantitativer Metriken oder die Dominanz bestimmter Fachzeitschriften.

Gleichzeitig gilt: Wissenschaftliche Objektivität wird nicht durch die Abwesenheit von Normativität, sondern durch deren Reflexion erreicht. Eine transparente Auseinandersetzung mit den eigenen Wertannahmen, politischen Grundhaltungen und erkenntnistheoretischen Positionierungen erhöht nicht die Beliebigkeit, sondern die Redlichkeit wissenschaftlicher Praxis.

4. Reflexive Öffnung: Gesellschaftlicher Dialog und öffentliche Verantwortung

Schließlich verlangt normative Verantwortung eine neue Verortung der Ökonomie in der Gesellschaft. In einer Welt, die von sozialer Polarisierung, ökologischer Zerstörung und digitaler Transformation geprägt ist, genügt es nicht mehr, wirtschaftliche Prozesse „erklären“ zu wollen – es braucht den Dialog mit gesellschaftlichen Akteur*innen, sozialen Bewegungen, politischen Institutionen und betroffenen Gruppen.

Das bedeutet konkret:

- Partizipative Forschungsprozesse, in denen nicht nur über, sondern mit Betroffenen gearbeitet wird.
- Demokratische Wissensformen, die Expertise nicht exklusiv verstehen, sondern dialogisch.
- Kritische Wissenschaftskommunikation, die nicht simplifiziert, sondern einlädt zum Denken.

In diesem Sinn wird die post-paradigmatische Ökonomie zu einer öffentlichen Wissenschaft – nicht als Meinungsmacherin, sondern als Resonanzraum für kollektive Selbstverständigung.

Fazit: Reflexivität als Voraussetzung verantwortungsvoller Wissenschaft

Die post-paradigmatische Ökonomie verlässt das Ideal einer neutralen, entpolitisierten Wissenschaft und erkennt sich selbst als aktiver Bestandteil gesellschaftlicher Wirklichkeitsproduktion. In Analogie zu den Umbrüchen in Physik und Philosophie stellt sie sich den Herausforderungen epistemischer Selbstbezüglichkeit, normativer Kontextualität und gesellschaftlicher Verantwortung.

Reflexivität ist dabei keine Schwäche, sondern Ausdruck epistemischer Reife. Erst durch die Anerkennung der eigenen Verflochtenheit mit Macht, Geschichte und Gesellschaft gewinnt ökonomisches Wissen die Tiefe, die es braucht, um in einer komplexen Welt Orientierung zu bieten. Eine reflexive, verantwortungsbewusste Ökonomie kann nicht mehr behaupten, „außerhalb“ der Gesellschaft zu stehen – sie wird Teil des kollektiven Prozesses, in dem Zukunft gedacht, verhandelt und gestaltet wird.

Kapitel 5 – Post-paradigmatische Ökonomie: Eine erkenntnistheoretische Neubegründung

Der Paradigmenbruch, wie er in der Physik durch die Relativitäts- und Quantentheorie und in der Philosophie durch hermeneutische, konstruktivistische und poststrukturalistische Ansätze vollzogen wurde, steht in der Ökonomie noch aus. Was dort in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur Revision fundamentaler Begriffe wie Raum, Zeit, Objektivität oder Wahrheit führte, wird in der Ökonomie bis heute weitgehend verdrängt. Dies hat nicht nur erkenntnistheoretische, sondern auch gesellschaftlich weitreichende Folgen. Denn eine Wissenschaft, die ihre eigenen Voraussetzungen nicht reflektiert, reproduziert unbemerkt jene Strukturen, deren Analyse sie vorgibt zu leisten.

Eine post-paradigmatische Ökonomie bedeutet nicht die bloße Ersetzung eines Paradigmas durch ein anderes. Sie impliziert vielmehr eine grundlegende Neubegründung der ökonomischen Wissenschaft im Horizont einer epistemischen Selbstreflexion, einer methodologischen Öffnung, einer transdisziplinären Orientierung und einer kulturellen Reinterpretation des Ökonomischen selbst. Dieses Kapitel entwirft die zentralen Säulen einer solchen Wende.

5.1 Abschied vom Modellfetisch

Erkenntnistheoretische Demut

Die gegenwärtige Ökonomie leidet an einem tiefsitzenden Modellfetisch: ökonomische Wirklichkeit wird in mathematische Strukturen übersetzt, die für sich beanspruchen, objektiv, allgemein und präzise zu sein. Doch je komplexer und instabiler die realen ökonomischen Systeme werden, desto fragwürdiger wird diese Vorstellung.

Ein post-paradigmatischer Zugang basiert auf epistemischer Demut: Wissen wird nicht länger als abbildhafte Repräsentation einer vorausgesetzten Realität verstanden, sondern als situatives, historisch kontextualisiertes, soziales Geschehen. Modelle können dann nicht länger als objektive Wahrheiten gelten, sondern nur als heuristische Werkzeuge mit begrenzter Reichweite.

Reflexivität und Nicht-Neutralität

Die Ökonomie muss sich von der Fiktion der Wertfreiheit verabschieden. Ihre Begriffe, Modelle und Datenpraktiken sind nicht neutral, sondern durch normative Setzungen und gesellschaftliche Voraussetzungen geprägt. Eine reflexive Ökonomie macht diese Setzungen explizit – und stellt sie zur Diskussion. Die Frage ist nicht nur: „Wie funktioniert Wirtschaft?“, sondern auch: „Wofür, für wen und mit welchen Folgen wird sie gedacht?“

Die Reflexivität der modernen Physik – etwa die Einsicht in die Untrennbarkeit von Beobachter und Beobachtetem – dient hier als erkenntnistheoretisches Vorbild. Auch ökonomisches Wissen ist stets ein Eingreifen in die Welt, kein bloßes Abbild.

5.2 Pluralität der Methoden

Jenseits der mathematischen Monokultur

Die methodologische Verengung auf mathematisch-formale Modelle hat dazu geführt, dass viele für das Verständnis ökonomischer Realität zentrale Aspekte – wie Macht, Bedeutung, Emotion, Geschichte – systematisch ausgeblendet werden. Eine post-paradigmatische Ökonomie erkennt an, dass keine einzelne Methode der Komplexität gesellschaftlicher Prozesse gerecht werden kann.

Es braucht eine Öffnung jenseits der mathematischen Monokultur, hin zu einer methodologischen Pluralität, die formale, historische, qualitative, diskursive und experimentelle Verfahren als gleichwertig behandelt.

Qualitativ, diskursiv, narrativ, simulativ

Neben Statistik und Gleichgewichtsmodellen braucht es andere Zugänge:

- Qualitative Analysen von Lebenslagen, Subjektivitäten, Praktiken.
- Diskursanalytische Verfahren, um die semantischen Felder wirtschaftlicher Begriffe zu erschließen.
- Narrative Ökonomie, die Erzählmuster und kollektive Vorstellungswelten als wirtschaftliche Kräfte begreift.
- Simulationen und agentenbasierte Modelle, um dynamische, nicht-lineare Systeme erfahrbar zu machen.

Diese Methodenvielfalt ermöglicht es, unterschiedliche Dimensionen ökonomischer Realität sichtbar zu machen – statt sie zu reduzieren oder zu normieren.

5.3 Transdisziplinarität als Notwendigkeit

Das Ökonomische als kulturell eingebettete Praxis

Die klassische Ökonomie behandelt Märkte oft wie naturgegebene Phänomene, die jenseits kultureller, historischer oder sozialer Einflüsse operieren. Doch in Wahrheit sind ökonomische Prozesse tief in kulturelle Bedeutungswelten, soziale Institutionen und politische Machtverhältnisse eingebettet. Eine post-paradigmatische Ökonomie erkennt, dass Wirtschaft nie „an sich“ existiert – sondern stets als kulturelle Praxis, geformt durch Normen, Werte, Symbolsysteme und affektive Ordnungen.

Diese Einsicht macht eine Öffnung in Richtung anderer Disziplinen nicht zu einem „Add-on“, sondern zu einer erkenntnistheoretischen Notwendigkeit.

Dialog mit Sozial-, Kultur-, Natur- und Technikwissenschaften

Eine post-paradigmatische Ökonomie muss ihre Grenzen überschreiten:

- In der Soziologie lernt sie, wie Märkte als soziale Konstruktionen entstehen.
- In der Ethnologie, wie wirtschaftliches Handeln in Ritualen, Symbolen und Gemeinschaften verankert ist.
- In den Technikwissenschaften, wie Infrastruktur, Plattformen und Algorithmen wirtschaftliches Verhalten prägen.
- In der Ökologie, wie planetare Grenzen ökonomisches Denken radikal transformieren müssen.

Transdisziplinarität bedeutet nicht nur Zusammenarbeit, sondern die gemeinsame Produktion von Wissen – in gegenseitiger Anerkennung unterschiedlicher Perspektiven und epistemischer Standards.

5.4 Ökonomie als Kulturwissenschaft

Märkte als Bedeutungssysteme

Die Ökonomie der Zukunft begreift Märkte nicht mehr nur als Allokationsmechanismen, sondern als Bedeutungssysteme. Preise sind dann nicht nur Knappheitssignale, sondern Träger kultureller, emotionaler und symbolischer Dynamiken. Märkte werden zu Bühnen, auf denen Narrative, Erwartungen und Wertungen inszeniert werden – sie sind semantisch aufgeladene Räume, keine neutralen Austauschorte.

Diese Perspektive rückt die Ökonomie in die Nähe der Kulturwissenschaften. Sie interessiert sich für Symbole, Praktiken, Sprache, Medien, Diskurse – und für die Weise, in der ökonomisches Handeln durch kollektive Vorstellungswelten getragen wird.

Affekte, Narrative, Subjektivitäten

Post-paradigmatische Ökonomie ist auch eine Ökonomie des Affektiven und Subjektiven. Sie fragt:

- Wie entstehen ökonomische Erwartungen aus Ängsten, Hoffnungen, Sehnsüchten?
- Welche Narrative strukturieren unsere Vorstellung von „Krise“, „Wachstum“ oder „Innovation“?
- Wie verändern sich Subjektivitäten im Kontext digitaler Märkte, algorithmischer Steuerung, Plattformlogiken?

Solche Fragen eröffnen eine neue Tiefendimension ökonomischer Forschung: Nicht das, was Menschen „rational“ tun, steht im Vordergrund – sondern das, was sie bewegt, formt, begrenzt und inspiriert. Wirtschaft ist dann nicht mehr bloß Rechenaufgabe, sondern ein Ausdruck menschlicher Kultur.

Fazit: Eine neue Wissenschaft für eine neue Zeit

Die skizzierte post-paradigmatische Ökonomie steht nicht für eine neue Schule innerhalb der alten Logik, sondern für eine fundamentale Verschiebung des wissenschaftlichen Horizonts. Sie ist erkenntniskritisch, methodologisch plural, transdisziplinär geöffnet und kulturell tief verankert. Sie zieht Konsequenzen aus jenen Umbrüchen, die andere Wissenschaften im 20. Jahrhundert bereits vollzogen haben – und trägt damit der Komplexität, Unsicherheit und Ambivalenz der Gegenwart Rechnung.

In dieser Neubegründung liegt die Chance auf eine Ökonomie, die nicht nur beschreibt, sondern zur Mitgestaltung einer lebenswerten Zukunft beiträgt.

:

6. Institutionelle und kulturelle Transformation

Wenn sich das ökonomische Denken in Richtung einer post-paradigmatischen Wissenschaft bewegen soll, dann genügt es nicht, lediglich Theorien und Methoden zu reformieren. Ebenso wenig reicht es aus, normative Fragen stärker zu reflektieren. Eine solche Transformation bleibt unvollständig, solange sie sich nicht auch auf die institutionellen Strukturen und die kulturellen Praktiken der ökonomischen Wissenschaft selbst erstreckt. Denn Paradigmen, das hat Thomas Kuhn eindrucksvoll gezeigt, sind nicht bloß Theoriesysteme – sie sind auch soziale Ordnungen, Habitusformen und Machtkonstellationen.

Die paradigmatische Stabilität der Mainstream-Ökonomie – mit ihrer dominierenden Orientierung an Gleichgewichtsmodellen, rationalen Akteurstheorien und formalisierten Methoden – ist institutionell tief verankert: in Curricula, Publikationssystemen, Förderlogiken, Berufungsverfahren, Karriereanreizen und disziplinären Leitbildern. Eine wirkliche Wende der Ökonomie, wie sie im Lichte der Entwicklungen in der Physik und Philosophie des 20. Jahrhunderts angemessen wäre, erfordert deshalb einen umfassenden institutionellen und kulturellen Umbau.

1. Bildung und Lehre: Der plurale Raum ökonomischer Selbstverständigung

Die ökonomische Ausbildung ist gegenwärtig stark standardisiert, homogenisiert und methodologisch verengt. In vielen universitären Programmen wird Studierenden von Anfang an eine einheitliche Vorstellung von „Wirtschaft“ vermittelt – mit Fokus auf Modellwissen, mathematischer Formalisierung und einer impliziten Naturalisierung bestehender Strukturen. Kritische Theoriegeschichte, alternative Paradigmen, qualitative Methoden oder interdisziplinäre Ansätze sind oft marginalisiert oder gar abwesend.

Eine post-paradigmatische Wende verlangt hier eine tiefgreifende Neukonzeption ökonomischer Bildung. Diese müsste:

- verschiedene ökonomische Schulen (klassisch, neoklassisch, keynesianisch, marxistisch, feministisch, postwachstumsorientiert usw.) gleichberechtigt darstellen,

- die Studierenden befähigen, die gesellschaftlichen Bedingungen ökonomischer Prozesse zu verstehen und zu reflektieren,
- methodologische Vielfalt fördern und kritische Urteilskraft gegenüber Modellen und Daten entwickeln,
- den Dialog mit anderen Disziplinen (Soziologie, Politikwissenschaft, Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaften) systematisch integrieren.

Ökonomische Bildung wird so zu einem Raum pluraler Selbstverständigung – nicht der Vermittlung einer „richtigen Theorie“, sondern der Schulung im Umgang mit Unsicherheit, Komplexität, Wertdifferenz und Verantwortung.

2. Forschungsinstitutionen, Karriere logiken und Anreizsysteme

Die derzeitigen Strukturen wissenschaftlicher Karrierewege und Forschungseinrichtungen bevorzugen Konformität gegenüber Innovation, Spezialisierung gegenüber Kontextsensibilität, und technische Exzellenz gegenüber gesellschaftlicher Relevanz. Wer außerhalb des methodologischen Mainstreams arbeitet oder interdisziplinäre Brücken baut, riskiert oft berufliche Nachteile: geringere Förderchancen, Publikationsprobleme, geringe Sichtbarkeit.

Eine institutionelle Wende erfordert hier mutige Eingriffe:

- Förderprogramme, die gezielt inter- und transdisziplinäre Forschung stärken, insbesondere an den Schnittstellen von Ökonomie, Ökologie, Kultur- und Gesellschaftswissenschaften.
- Neue Formen von Peer-Review, die Offenheit gegenüber epistemischer Pluralität, qualitativen Ansätzen und gesellschaftlicher Relevanz anerkennen.
- Strukturelle Integration alternativer ökonomischer Paradigmen in Institute, Forschungsverbände und Lehrstühle.

Darüber hinaus sind Karrierepfade neu zu denken, die nicht auf Linearität und Output-Metriken beruhen, sondern auf Diversität, Kooperationsfähigkeit und gesellschaftlicher Wirkung. Eine pluralistische, reflexive Ökonomie braucht Wissenschaftler*innen mit ungewöhnlichen Biografien, offenen Haltungen und dem Mut, gängige Denkstile zu hinterfragen.

3. Wissenschaftskultur: Kooperation statt Konkurrenz

Hinter jeder institutionellen Logik steht auch eine bestimmte Kultur – eine Art zu denken, zu kommunizieren und miteinander umzugehen. Die gegenwärtige Wissenschaftskultur ist vielfach geprägt von Wettbewerbsdenken, Verwertungsdruck, Exzellenzfetisch und einem impliziten Leistungsindividualismus, der kollektive Wissensprozesse systematisch

untergräbt. Reflexion, Irritation und Dialog gelten oft als unproduktiv, wenn sie nicht sofort in „Output“ umgewandelt werden können.

Eine post-paradigmatische Ökonomie benötigt dagegen eine kulturelle Öffnung, in der:

- Kooperation über Konkurrenz gestellt wird – sowohl disziplinintern als auch interdisziplinär.
- Fehler, Scheitern und Nicht-Wissen als integrale Bestandteile wissenschaftlicher Prozesse akzeptiert werden.
- offene Debattenräume entstehen, in denen Dissens nicht sanktioniert, sondern produktiv gemacht wird.

Dies erfordert auch eine emotionale und ethische Re-Subjektivierung der Ökonom*innen selbst: die Wiederentdeckung des Forschenden als gesellschaftlich Eingebundenen, als ethisch Verantwortlichen, als fühlendes und urteilendes Subjekt – nicht nur als datenverarbeitende Funktion.

4. Öffentliche Wissenschaft und gesellschaftliche Relevanz

Schließlich muss die Ökonomie ihre Rolle in der Gesellschaft neu definieren. In einer Zeit planetarer Grenzen, sozialer Spaltung und technologischer Disruption kann sich ökonomisches Wissen nicht länger auf technische Effizienzlösungen zurückziehen. Es muss in der Lage sein, gesellschaftliche Zielkonflikte zu analysieren, normative Dilemmata zu artikulieren, und kollektive Zukunftsbilder mitzudenken.

Das bedeutet auch:

- aktive Beteiligung an öffentlichen Debatten,
- Übersetzung komplexer Erkenntnisse in verständliche, handlungsrelevante Narrative,
- partizipative Forschungspraxen, die Bürger*innen, Bewegungen und Institutionen in die Wissensproduktion einbeziehen.

Die institutionelle Verankerung dieser Offenheit – etwa in Form von „Public Economics Labs“, zivilgesellschaftlich getragenen Forschungsplattformen oder kooperativen Universitätsmodellen – wäre ein entscheidender Schritt, um die Ökonomie aus ihrer oft selbstgewählten Abgeschlossenheit zu lösen.

5 Epistemische Institutionen: Auf dem Weg zu einer post-paradigmatischen Ökonomie

Die institutionelle und kulturelle Transformation der Ökonomie ist keine rein organisatorische oder administrative Aufgabe. Sie setzt vielmehr voraus, dass sich auch die epistemischen Fundamente der Disziplin selbst verschieben. Wenn wir die Ökonomie nicht nur organisatorisch neu ordnen, sondern als Wissenschaft grundlegend neu denken wollen, müssen wir die Transformation auch auf der Ebene des Wissens, seiner Bedingungen, seiner Formen und seiner Funktion in der Gesellschaft vollziehen.

Denn Institutionen sind nicht neutral – sie strukturieren, was als legitimes Wissen gilt, welche Fragen gestellt werden dürfen, welche Methoden als gültig anerkannt sind, und welche Akteure epistemische Autorität beanspruchen können. Insofern sind epistemologische Transformation und institutionelle Reform untrennbar miteinander verbunden: Nur wenn sich das epistemische Selbstverständnis der Ökonomie wandelt, können sich auch ihre institutionellen Strukturen nachhaltig verändern – und umgekehrt.

In dieser Perspektive erscheinen Universitäten, Forschungszentren, Journals, Förderinstitutionen und Curricula nicht mehr nur als Orte der Wissensvermittlung, sondern als epistemische Institutionen: Orte, an denen die Regeln des Wissensspiels verhandelt, stabilisiert oder auch verändert werden. Eine post-paradigmatische Ökonomie muss deshalb nicht nur neue Inhalte lehren und neue Fragen stellen, sondern auch neue epistemische Formen entwickeln – Formen, die der Komplexität, Unsicherheit und gesellschaftlichen Relevanz des Gegenstands gerecht werden.

Von der Modellwissenschaft zur Kulturwissenschaft

Die bisherige institutionelle Ökonomie ist tief verankert in einem Wissenschaftsverständnis, das stark von den Idealen der exakten Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts geprägt ist: Objektivität, Universalität, Formalisierung. Doch gerade die moderne Physik und die Philosophie des 20. Jahrhunderts haben gezeigt, dass Wissen nie frei von Perspektive, Einbettung und Interpretation ist. Eine post-paradigmatische Ökonomie zieht daraus die Konsequenz: Sie wird zur reflexiven Wissenschaft, die ihre eigenen Bedingungen mitreflektiert, ihre Begriffe historisiert und ihre gesellschaftliche Funktion thematisiert.

An die Stelle des Modellfetischs tritt ein vernetztes Denken, das wirtschaftliche Phänomene als Resultate kultureller, sozialer, technologischer und affektiver Prozesse begreift. Märkte erscheinen nicht mehr als neutrale Austauschsysteme, sondern als Bühnen symbolischer Aushandlung, Träger kollektiver Narrative und Vehikel von Subjektivierungsformen. Ökonomisches Wissen wird so zu einem Element kultureller Selbstverständigung – und Ökonomie zu einer Kulturwissenschaft im weiten Sinne.

Epistemische Diversität als institutionelles Ziel

Diese Wende hat direkte institutionelle Implikationen. Denn wenn epistemische Diversität – methodisch, theoretisch, normativ – als notwendig erkannt wird, dann muss sie auch strukturell ermöglicht und geschützt werden. Das bedeutet:

- Pluralität als institutionelles Leitprinzip: in Berufungspolitik, Studiengängen, Publikationspraktiken.
- Interdisziplinarität als Regel, nicht als Ausnahme.

- Öffnung zu sozialen Bewegungen, künstlerischen Praktiken und alltäglicher Erfahrungswelt – jenseits eines engen Wissenschaftsverständnisses.
- Förderung von Reflexivität, sowohl auf der Ebene des Forschens als auch in der Lehre: durch integrative Formate, neue Textformen, experimentelle Praxisräume.

Diese Strukturreformen sind nicht bloß technokratische Maßnahmen. Sie stellen die Frage nach der Verantwortung der Wissenschaft im Anthropozän: Welche Welt wollen wir erforschen – und mit welchem Menschenbild, mit welcher Vorstellung von Zukunft, mit welchem Begriff von Rationalität?

Die Ökonomie als Labor einer neuen Wissenschaftskultur

Die Krise der klassischen Ökonomie bietet – bei aller Not – die Gelegenheit, eine neue Wissenschaftskultur exemplarisch zu entwickeln. Die post-paradigmatische Ökonomie könnte so zum Labor einer Wissenschaft werden, die weder technizistisch noch beliebig, weder moralistisch noch dogmatisch ist, sondern radikal plural, reflexiv und gesellschaftlich eingebunden. Eine Wissenschaft, die anerkennt, dass die Welt nicht nur gemessen, sondern auch verstanden, erzählt, geteilt und verändert werden muss.

Diese Perspektive markiert nicht das Ende wissenschaftlicher Strenge – sondern ihren Neubeginn: als gelebte Verantwortung, als kulturelle Praxis, als Beitrag zur Möglichkeit einer gemeinsamen Zukunft.

Fazit: Die Ökonomie neu institutionalisieren

Die paradigmatische Wende der Ökonomie, wie sie im Horizont der erkenntnistheoretischen und methodischen Umbrüche des 20. Jahrhunderts möglich wird, ist nur dann tragfähig, wenn sie in den institutionellen Grundfesten der Disziplin verankert wird. Lehre, Forschung, Karriere, Kommunikation, Kultur – alle diese Bereiche müssen neu gedacht werden, nicht als technische Optimierung, sondern als kultureller Umbau.

Das Ziel ist eine Ökonomie, die nicht bloß komplexe Formeln löst, sondern komplexe Wirklichkeiten versteht. Eine Ökonomie, die sich als Teil der Gesellschaft begreift und Verantwortung für die Wirklichkeit übernimmt, die sie mitgestaltet. Eine Wissenschaft, die nicht den Status quo absichert, sondern Zukunft denkbar macht.

Kapitel 7 – Schluss: Wissenschaft als Weltbeziehung

Am Anfang stand eine Irritation: Warum hat die Ökonomie, anders als die Physik oder Philosophie, keinen grundlegenden Paradigmenwechsel vollzogen? Warum hält sie, trotz zunehmender Krisen ihrer Modelle und wachsender gesellschaftlicher Relevanz, an einem erkenntnistheoretischen Selbstverständnis fest, das in anderen Disziplinen längst überwunden wurde?

Die Antwort auf diese Frage führt uns über die Ökonomie hinaus – zur Wissenschaft selbst. Denn in ihrer Geschichte geht es nicht nur um Theorien und Methoden, sondern auch um eine tiefere Frage: Wie verhalten wir uns als Wissende zur Welt? Welches Verhältnis von Subjekt und Objekt, von Theorie und Praxis, von Beschreibung und Beteiligung wird durch wissenschaftliches Denken jeweils ermöglicht oder verhindert?

Eine post-paradigmatische Ökonomie beginnt dort, wo diese Frage nicht mehr ausgeblendet, sondern ins Zentrum gerückt wird. Sie ist mehr als eine methodische Reform. Sie ist eine Neubegründung der Wissenschaft als Weltbeziehung.

7.1 Was die Physik lehrt: Die Position des Beobachters

Die moderne Physik hat im 20. Jahrhundert die Vorstellung einer neutralen, externen Beobachterposition fundamental in Frage gestellt. Die Relativitätstheorie zeigte, dass Raum und Zeit keine absoluten Größen sind, sondern von der Perspektive des Beobachters abhängen. Die Quantenmechanik ging noch weiter: Sie machte deutlich, dass der Akt der Beobachtung selbst die Realität beeinflusst. Objektivität ist hier nicht Abwesenheit des Subjekts, sondern bewusste Reflexion seiner Rolle.

Diese Einsichten haben die Naturwissenschaften revolutioniert. Sie haben nicht zur Beliebigkeit geführt, sondern zur Präzisierung der Bedingungen von Erkenntnis. Wissenschaft wurde relational gedacht – als Praxis im Spannungsfeld von Beschreibung, Intervention und Unbestimmtheit.

Für die Ökonomie bedeutet das: Auch sie muss sich von der Fiktion lösen, dass ihre Theorien die Wirtschaft „von außen“ beschreiben. Sie muss anerkennen, dass ökonomisches Wissen immer auch performativ ist – es beeinflusst Erwartungen, prägt Entscheidungen, gestaltet Realität. Der Ökonom ist nie nur Beobachter, sondern immer auch Teil des Systems, das er untersucht.

7.2 Was die Philosophie lehrt: Die Konstruktion von Wirklichkeit

Auch die Philosophie des 20. Jahrhunderts hat mit der Vorstellung einer vorgängigen, objektiven Wirklichkeit gebrochen. Hermeneutik, Phänomenologie, Konstruktivismus, Poststrukturalismus – all diese Strömungen betonen: Wirklichkeit ist nicht einfach „da“, sie wird in Sprache, Wahrnehmung, Kultur, Machtverhältnissen konstruiert und vermittelt.

Diese Einsicht ist kein Angriff auf Wahrheit, sondern eine Verschiebung des Wahrheitsbegriffs selbst: weg vom Abbild, hin zur Praxis. Wissen ist dann nicht mehr die bloße Repräsentation des Gegebenen, sondern eine kontextgebundene, interessen geleitete, intersubjektiv geteilte Weltdeutung.

Für die Ökonomie heißt das: Ihre Konzepte – wie „Markt“, „Rationalität“, „Wachstum“, „Wert“ – sind keine neutralen Beschreibungen, sondern kulturell und historisch geformte Konstruktionen. Sie sind Ausdruck von Weltbildern, nicht bloß Mittel zu deren Analyse. Eine kritische Ökonomie macht diese Konstruktionen sichtbar – und damit verhandelbar.

7.3 Was die Ökonomie lernen muss: Verantwortung, Reflexivität, Gestaltung

Aus den Lektionen von Physik und Philosophie folgt für die Ökonomie ein dreifacher Imperativ:

Erstens: Verantwortung. Wenn ökonomisches Wissen Wirklichkeit mitgestaltet, trägt es Verantwortung für seine gesellschaftlichen Folgen. Neutralität ist keine Option – wohl aber kritische Verantwortungsethik. Es geht nicht nur darum, „was funktioniert“, sondern auch darum, „was wünschenswert“ ist.

Zweitens: Reflexivität. Ökonomische Theorien sind nicht außerhalb der Gesellschaft, sondern Teil ihrer semantischen und symbolischen Ordnung. Die Ökonomie muss ihre eigenen Voraussetzungen, Normen, Begriffe und Effekte systematisch reflektieren. Ohne diese Selbstbeobachtung bleibt sie blind für ihren eigenen Einfluss.

Drittens: Gestaltung. Eine post-paradigmatische Ökonomie ist nicht passiv beschreibend, sondern aktiv gestaltend. Sie entwickelt Möglichkeitsräume, Narrative, Alternativen. Sie denkt nicht nur in Gleichgewichten, sondern in Transformationen. Ihre Aufgabe ist nicht nur die Analyse des Bestehenden, sondern die Imagination des Kommenden.

7.4 Die post-paradigmatische Wende als Einladung

All dies deutet auf eine umfassendere Bewegung hin: die post-paradigmatische Wende ist keine technokratische Korrektur, sondern eine Einladung zur Erneuerung. Sie lädt dazu ein, Wissenschaft nicht länger als lineare Akkumulation von Fakten zu verstehen, sondern als dialogischen, offenen, kulturell eingebetteten Prozess. Als kollektive Suche nach Verstehen – nicht nur nach Berechnung.

Die Ökonomie kann dabei Vorreiterin einer neuen Wissenschaftskultur werden: einer Kultur, die Komplexität nicht reduziert, sondern ernst nimmt; die Pluralität nicht fürchtet, sondern strukturell ermöglicht; die sich nicht im Systemerhalt erschöpft, sondern Räume für Zukunft öffnet. Eine Kultur, in der Wissenschaft nicht über die Welt spricht, sondern in Beziehung mit ihr tritt.

In einer Zeit ökologischer Erschöpfung, sozialer Fragilität und technologischer Disruption braucht es eine Ökonomie, die mehr ist als Technokratie. Es braucht eine Wissenschaft, die Welt nicht nur misst, sondern bedeutet, befragt, erzählt und mitverantwortet.

Diese Wissenschaft beginnt dort, wo sie ihre eigene Weltbeziehung ernst nimmt. Dort, wo sie nicht nur Antworten produziert, sondern neue Fragen zulässt. Dort, wo sie nicht nur Ordnung schafft, sondern Ambiguität aushält. Dort, wo sie das Denken verändert – und damit die Möglichkeit der Welt.
